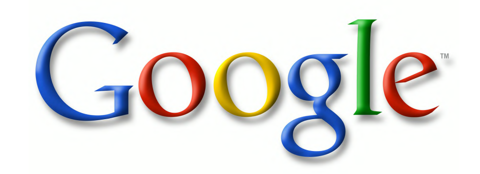
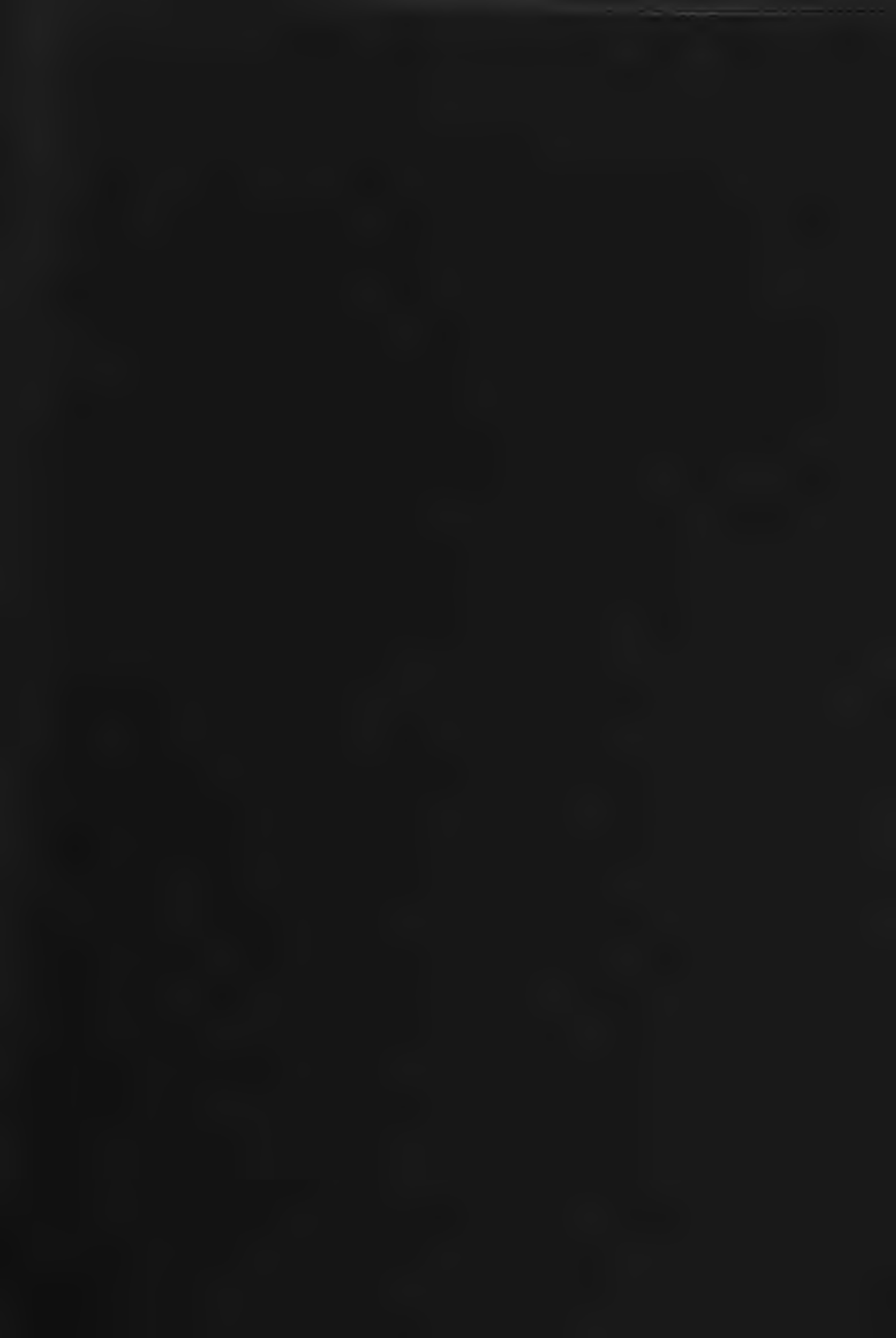


Anton Genewein

Vom Romanischen bis zum Empire

Erster Teil

Ferdinand Hirt & Sohn in Leipzig





Vom Romanischen bis zum Empire.



VOM ROMANISCHEN BIS ZUM EMPIRE

EINE WANDERUNG DURCH DIE KUNSTFORMEN DIESER STILE

VON

ANTON GENEWEIN

IN ZWEI TEILEN

MIT 947 ABBILDUNGEN



FERDINAND HIRT & SOHN IN LEIPZIG

I. Teil. Die Stile des Mittelalters. Mit 295 Abbildungen. Geb. Mk. 2.50
II. Teil. Die Stile der Neuzeit. Mit 652 Abbildungen. Geb. Mk. 6.50

Vorrede.

Das vorliegende, in zwei Teilen erscheinende Werk verdankt seine Entstehung den vielfachen Nachfragen meiner seit bald 30 Jahren unterrichteten Schüler nach einem kurzgefaßten übersichtlichen Lehrbuche, welches alle Formen vor Augen führt, die zum Erkennen eines Stiles und dessen Einzelnperioden wichtig und bedeutungsvoll sind.

Daß ich mich bei der Herausgabe dieses Werkes nur auf die Stile „vom Romanischen bis zum Empire“ beschränkte, geschah teils deshalb, weil über die Stile älterer Perioden vortreffliche Werke mit genügendem Anschauungsmaterial zum Studium vorhanden sind, hauptsächlich aber leitete mich dabei der Gedanke, daß es in erster Linie wichtig sei, die täglich und stündlich vor Augen tretenden Erzeugnisse der Architektur und des Kunstgewerbes dieser Stilperioden richtig beurteilen und eingliedern zu können.

Das konstruktive Moment ist nur dort berücksichtigt worden, wo es das Verständnis der Stilformen erforderte; sonst beschränkte ich mich auf das Vorführen und Veranschaulichen dieser selbst, da deren genaue und gründliche Kenntnis erfahrungsgemäß im Vordergrunde des allgemeinen Interesses steht.

Ich habe die Stilformen ihrer organischen Zusammengehörigkeit nach vergleichend vorgeführt und dementsprechend im ersten Teile die Stile des Mittelalters, den romanischen und gotischen behandelt. Der zweite Teil behandelt in gleicher Anordnung die Stile von der italienischen Renaissance bis zum Empire.

Der Gliederung von „Redtenbachers Beiträgen“ folgend, habe ich die Sile in eine Anzahl von Formengruppen zerlegt, welche einzeln nach ihrer auf- und absteigenden Entwicklung in reicher Bildersprache vorgeführt werden.

Den größten Teil dieser vorgeführten Stilformen habe ich architektonischen Schöpfungen entnommen, nicht nur, weil sie an den Werken der Architektur am auffallendsten in die Erscheinung treten, sondern weil sie in der Kleinkunst und den Erzeugnissen des Kunstgewerbes innerhalb einer und derselben Zeitperiode den gleichen Charakter an sich tragen. Die Illustrationen sind zum größten Teile den verschiedensten kunst- und stilgeschichtlichen Werken entnommen, welche am Ende eines jeden Bandes zusammengestellt sind. So hoffe ich mit dem Buche nicht nur meinen zahlreichen Schülern, sondern auch dem großen Kreise der gebildeten Laien einen Wegweiser an die Hand gegeben zu haben, der sie rasch und sicher in die Formendetails eines tausendjährigen Zeitraumes einführt und Interesse und Verständnis für alle architektonischen und kunstgewerblichen Schöpfungen weckt, welche entstanden sind:

„Vom Romanischen bis zum Empire“.

München, zu Ostern 1905.

Ant. Genewein.

Vom Romanischen bis zum Empire.

Eine Wanderung durch die Kunstformen dieser Stile.

ERSTER TEIL:

Die Stile des Mittelalters.

Der romanische und der gotische Stil.

INHALT.

Einleitung.

A. Der romanische Stil.

In allen Ländern Europas — mit Ausnahme Griechenlands —, die einst innerhalb der Grenzen des römischen Weltreiches lagen, bildete der spätrömische Stil, der nunmehr zum alt- oder frühchristlichen verändert war, die Grundlage zur Entwicklung des romanischen Stiles. Trotz dieses einheitlichen Vorbildes hat aber der romanische Stil in allen europäischen Ländern, ja vielfach sogar noch in manchen ihrer Einzelprovinzen, eine ganz verschiedenartige schließliche Ausbildung erfahren. Diese Mannigfaltigkeit im Endausdrucke des romanischen Stiles ist vorzugsweise dem Umstande zuzuschreiben, daß zu den grundlegenden römischen Formen andere, dem Römischen fremde Formen getreten sind. Gerade diese fremden Formen sind für die mannigfaltigen Schattierungen des romanischen Stiles von ausschlaggebender Bedeutung. Unter ihnen waren ohne Zweifel die germanischen Formen die wichtigsten. Durch ihr Zusammentreten mit den römischen Formenresten entstand in Oberitalien der lombardisch-romanische Stil. Auch die Schattierungen des Romanischen, die in den Gebieten von Venedig, Pisa und Rom zu beobachten sind, weisen germanischen Einfluß auf, wenn auch der venetianisch-romanische Stil hauptsächlich durch Vermischung römischer und byzantinischer Formen entstand und in Pisa und Rom die römischen Formen das Übergewicht hatten.

In Unteritalien und Sizilien verbanden sich infolge der politischen Verhältnisse mit den römischen Formen byzantinische, germanische, normannische und arabische, wodurch der sizilianisch-romanische Stil sein großartiges, aber im einzelnen stark verschiedenes Gepräge erhielt.

Auch in den römischen Provinzen diesseits der Alpen — namentlich in der Rheingegend und in Frankreich — entstanden durch das Zusammenführen römischer und germanischer

Formen verschiedene Schattierungen des Romanischen, je nachdem bald ein größerer Kreis der ersteren, bald vorherrschend die letzteren zur Anwendung kamen.

In den außerhalb der römischen Reichsgrenzen gelegenen europäischen Ländern, zunächst in dem Heimatlande des „deutsch-romanischen“ Stiles, in Sachsen (dem heutigen Westfalen und Hannover), geht die Entwicklung des Romanischen vom einheimisch germanischen Holzbaue aus, dessen Formen bei ihrer Übertragung in den Steinstil verschiedene Umbildungen erfahren mußten. In diesen frisch aufblühenden germanischen Stil mischte sich dann manche römische Form, welche gelegentlich der durch die Franken unternommenen Christianisierung des Landes von den westwärts gekommenen Glaubensboten mitgebracht wurde. Somit besteht auch der deutsch-romanische Stil aus einer Mischung germanischer und römischer Formen, und erst der Spätzeit der Gotik war es gelungen, die letzteren und alle Erinnerungen an dieselben zu verdrängen.

In den nördlich gelegenen Ländern, in Irland und Skandinavien, waren die römischen Formen unbekannt, weshalb der romanische Stil mit seinen Schattierungen dort seine germanische Abstammung in noch höherem Grade verrät wie selbst der deutsch-romanische Stil. —

Man pflegt den romanischen Stil in zwei Abschnitte zu gliedern; der erste beginnt ums Jahr 930 und dauert bis über die Mitte des zwölften Jahrhunderts; er führt kurz den Namen „romanischer Stil“.

Die zweite Periode beginnt in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts und dauert in Deutschland bis zum Auftreten der Gotik ums Jahr 1227. Diese Periode bezeichnet man als „spätromanischen Stil“. Vielfach führt er auch den Namen „Übergangsstil“.

B. Der gotische Stil.

Die Heimat der Gotik ist derjenige Teil Frankreichs, der von den Goten unberührt geblieben ist, wohl aber von dem germanischen Stamm der Franken zuerst und am dauerndsten in Besitz genommen worden war. Es ist das das Stromgebiet der Somme im Nordwesten des Landes und die Isle de France mit der alten Frankenhauptstadt Paris. Diesem Umstande ist

es zuzuschreiben, daß sowohl Deutsche wie Franzosen das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, diesen Stil entwickelt und ausgebildet zu haben. Die Deutschen erkennen in der Gotik ihre Stammesart und verehren sie mit Recht als den höchsten Ausdruck vaterländischer Kunst; die Franzosen legen den Hauptnachdruck auf das „gallische“ Element, und auch diese Auffassung hat ihre Berechtigung. —

In Frankreich beginnt die Gotik an der zwischen 1137 und 1145 erbauten Grabkirche der französischen Könige in St. Denis, in Deutschland dagegen fast ein Jahrhundert später mit der im Jahre 1227 begonnenen Erbauung der Liebfrauenkirche zu Trier. Die ganze Stilperiode der Gotik zerfällt in drei Abschnitte:

1. Die Frühgotik bis zum Jahre 1275 ist die Zeit, in der alle schmückenden Formen des Stiles ihre Ausbildung erhielten.

2. Die Blütezeit von 1275—1350. Sie bezeichnet den Höhepunkt der Ausbildung sämtlicher Formen bei sorgfältigster Vermeidung aller Willkür. Der Reichtum der Dekoration wird dadurch zu steigern gesucht, daß einige für bestimmte Bauteile ausgebildete Schmuckformen nunmehr auch zum Schmucke anderer verwendet werden.

3. Die Spätgotik von 1350 bis zum Auftreten der Renaissance. Sie gibt die strengen Regeln und Gesetze, die in bezug auf die Bildung der Einzelformen während der Blütezeit herrschten, auf und gestaltet dieselben willkürlicher und abwechslungsreicher. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts fängt der Reichtum der Dekoration an wieder abzunehmen, die Einzelnformen werden fortschreitend ärmer und nüchterner und der Stil endet langsam an völliger Erschöpfung.

I. Haupt-, Gurt- und Kämpfergesimse.

Die hauptsächlichsten Gesimselemente des **romanischen** Stiles sind Rundstäbe, Viertelstäbe, Hohlkehlen, Platten und Plättchen. Rundstäbe und Kehlen sind ziemlich gleichwertig; erstere sind voll und schwellend, letztere wenig eingeschnitten; beide nähern sich dem Halbkreise. Platten und Plättchen sind bald lotrecht, bald geneigt; letztere nennt man „Schmiegen".
(Siehe nachstehende Gesimse.)

Die Gesimse haben im allgemeinen als obersten Teil eine Platte, welche durch eine Anzahl anderer Gesimselemente unterstützt wird. Die Platte springt wenig über die letzteren vor, und das ganze Gesims gewinnt seine Ausladung nur allmählich.



Fig. 3. Kämpfergesims aus der Benediktinerabtei Prüll bei Regensburg.

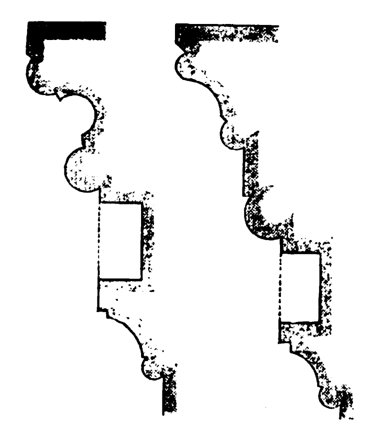


Fig. 1. Fig. 2. Hauptgesimse aus der Heiligen Drei König-Kapelle zu Tuln a. Donau bei Wien.



Fig. 4. Kämpfergesims aus Moosburg

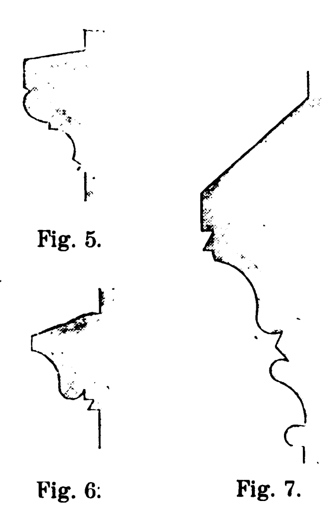


Fig. 5.

Fig. 6.

Fig. 7.

Auch schräge Abdachungen finden sich schon an einzelnen romanischen Haupt- und Gurtgesimsen; man nennt sie „Wasserschläge“ (Fig. 5—7).

Zum Schmucke der einzelnen Gesimselemente dienen Riemengeflechte, Zickzack- und Diamantbänder (Fig. 3 u. 9), auch das Pfeifenstilornament findet Verwertung (Fig. 8).

Seltener erscheinen Blattreihen (Fig. 8), und noch seltener sind die Schmuckmittel der römischen Gesimse, wie Perl-, Eier-, Herzblattstäbe und Zahnschnitte, doch fehlen sie nicht gänzlich (Fig. 9).

Von den Gesimsgliedern erhalten bald die Rund- und Viertelstäbe (Fig. 8), bald die Kehlen ornamentalen Schmuck (Fig. 9).

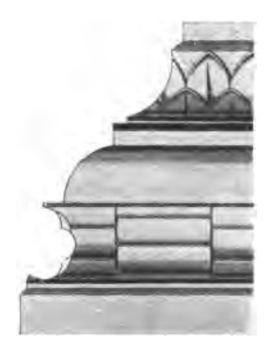


Fig. 8. Hauptgesims aus Bacherach.



Fig. 9. Hauptgesims vom Neumünster in Würzburg.

Die **Gotik** behält die Gesimselemente des romanischen Stiles bei, vergrößert aber die Kehlen und schneidet sie tiefer ein, während sie die Rundstäbe verkleinert und immer stärker unterschneidet. Gegen die Blütezeit verwandeln sich einzelne Rundstäbe in sogenannte „Birnstäbe“. Die lotrecht stehenden Platten und Plättchen werden immer seltener und verschwinden zuletzt ganz. Die vereinzelnt schon im Romanischen aufgetretenen „Wasserschläge“ werden allgemein und finden sich an allen gotischen Gurt- und Hauptgesimsen (Fig. 10—15).

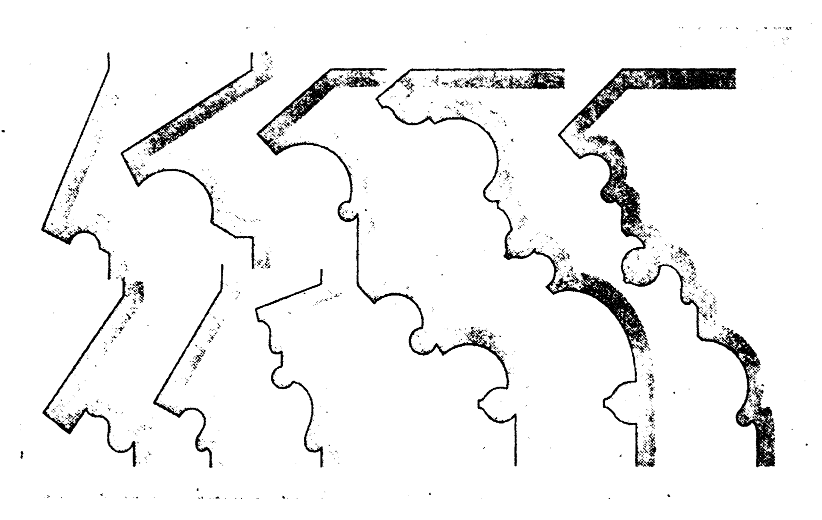


Fig. 10. Fig. 11. Fig. 12. Fig. 13. Fig. 14. Fig. 15. Fig. 16. Fig. 17.

Fig. 10. Gurtgesims nach Violet le Duc.
Fig. 11. Gurtgesims von St. Ulrich in Regensburg.
Fig. 12. Gurtgesims aus Nabburg.
Fig. 13. Gurtgesims nach Violet le Duc.
Fig. 14. Gurtgesims aus Notre Dame zu Paris.
Fig. 15. Hauptgesims vom Regensburger Dom.
Fig. 16. Hauptgesims von St. Martin zu Oberwesel.
Fig. 17. Hauptgesims vom Straßburger Münster.

In bezug auf die Ornamentierung der Gesimsglieder war der romanische Stil noch unentschieden. Bald folgt er den römischen Vorbildern, welche skulpierten Schmuck vorzugsweise auf den Rund- und Viertelstäben zeigen, während die Kehlen glatt bleiben (Fig. 8), bald schmückt er nur die Kehlen (Fig. 9). Die Gotik vernichtet, wie in der Gesimsbildung so

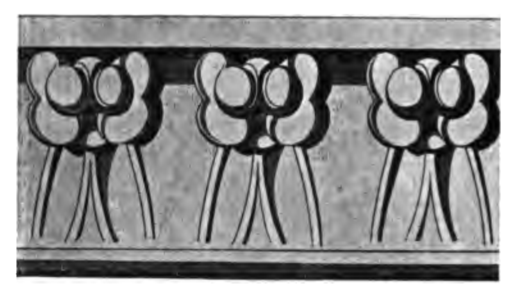


Fig. 18. Hohlkehlenschmuck nach Jakobsthal.



Fig. 19. Hohlkehlenornament nach Jakobsthal.

auch hier, die letzten Anklänge an das Römische, indem sie sämtliche Stäbe glatt läßt und ausschließlich die Kehlen schmückt.

Mit Vorliebe ordnet sie den ornamentalen Schmuck im Charakter der einfachen (Fig. 18) oder Wechselreihung an (Fig. 19).

Auf dem romanischen Hauptgesimse ruht mit sehr seltenen Ausnahmen nur das Dach; auf dem gotischen dagegen erhebt sich in der Regel eine Brüstung, welche in der Profanarchitektur meistens als Zinnenkranz gebildet wird (Fig. 20).

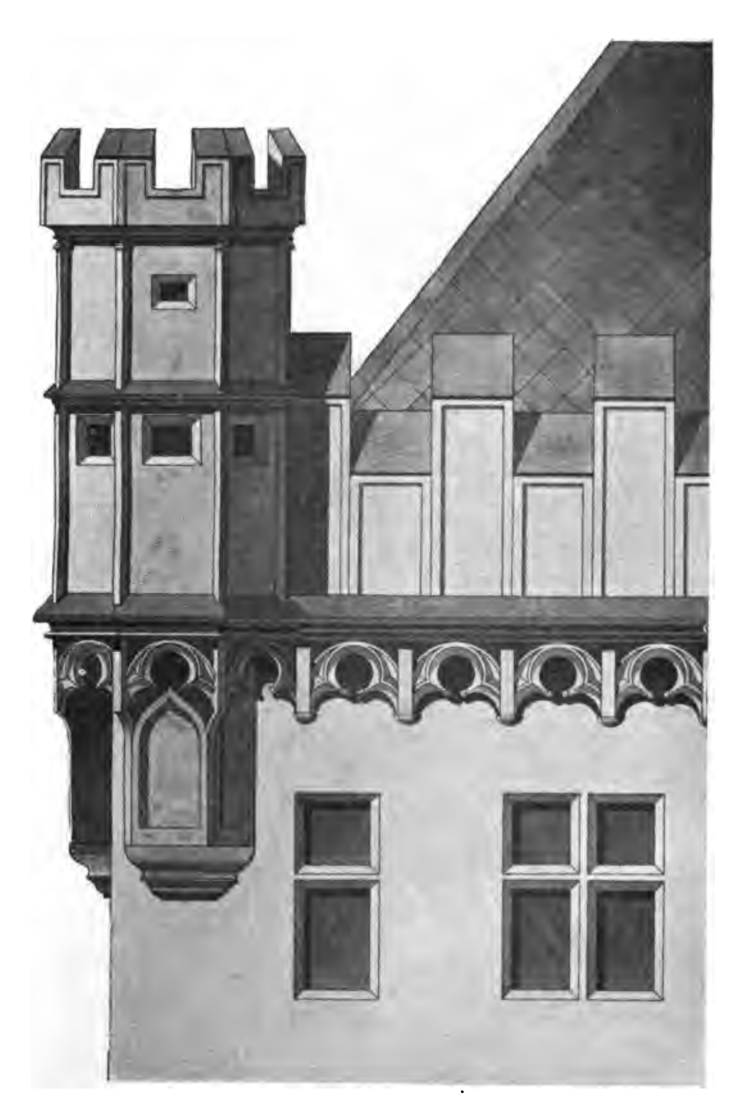


Fig. 20. Vom steinernen Haus zu Frankfurt a. Main.

An kirchlichen Schöpfungen wird diese Brüstung mit Relief geschmückt oder noch häufiger durchbrochen und mit einem wagrechten Gesims abgedeckt (Fig. 21).

Mit diesen Brüstungen tritt auch der für den Stil äußerst charakteristische „Wasserspeier" auf. Er ist stets als



Fig. 21. Von Notre Dame zu Paris.

phantastische oder fratzenhafte Figur gebildet, aus deren geöffnetem Rachen das Regenwasser weit über die Mauern des Bauwerkes hinaus abgeleitet wird (Fig. 22).

Romanische und gotische Hauptgesimse haben im Vergleich mit den römischen geringe Ausladung und Höhe; durch Einführung der genannten Brüstung hat die Gotik für diesen Entgang aber ausgiebigen Ersatz geschaffen.



Fig. 22. Von der Sakristei von Notre Dame zu Paris.

II. Fuß- oder Sockelgesimse.

Die **romanischen** Fußgesimse sind reich an Gliederungen und erinnern lebhaft an die Profile römischer Säulenfüße (Fig. 23—25).

Die Gesimsglieder bleiben fast immer unverziert; nur in Ausnahmsfällen wird das Diamantband als Schmuck angeordnet (Fig. 25).

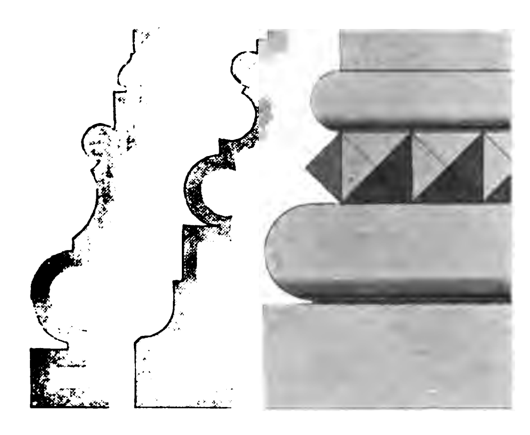


Fig. 23. Von St. Jakob in Regensburg.

Fig. 24. Von der Abtei zu Laach.

Fig. 25. Vom Mainzer Fischtor.

Die **gotischen** Sockelgesimse sind häufig sehr einfach und zeigen selbst an größeren Bauschöpfungen nur einen Fasen (Fig. 26) oder schließen statt dessen mit einigen Gliedern nach oben ab (Fig. 27 u. 28). Reichere Sockelbildungen bewahren lange Zeit noch unverkennbare Anklänge an die römischen Säulenfüße, wenn auch die frühere Form der Wulste und deren Verhältnis zur Kehle bereits aufgegeben war (Fig. 29).

Im Fortschreiten des Stiles schwinden diese Anklänge mehr und mehr, bis es endlich der Spätgotik gelingt, auch die letzten dieser Erinnerungen zu beseitigen (Fig. 26—35).

Fig. 26. Fig. 27. Fig. 32. Fig. 33.

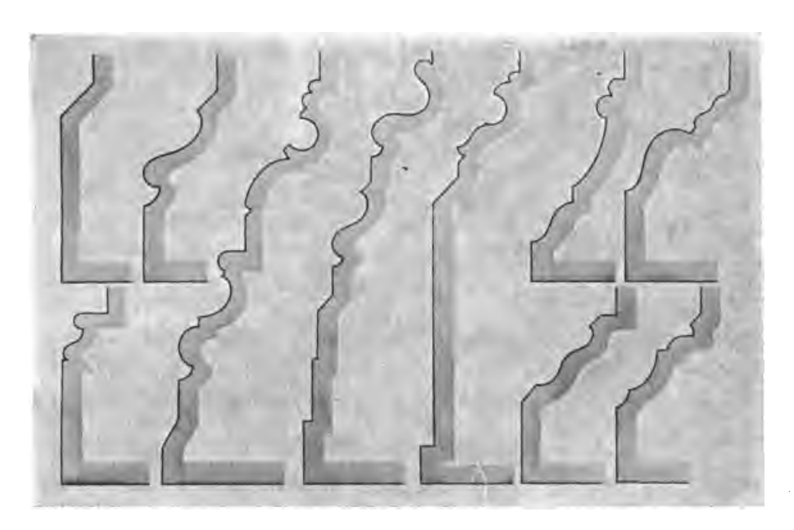


Fig. 28. Fig. 29. Fig. 31. Fig. 30. Fig. 34. Fig. 35.

Fig. 26. Häufig vorkommend.
Fig. 27. Sockelgesims nach Ungewitter.
Fig. 28. Sockelgesims aus der franz. Frühgotik.
Fig. 29. Sockelgesims vom Straßburger Münster. Anfang des 13. Jahrh.
Fig. 50. Sockelgesims vom Freiburger Münster. Zweite Hälfte des 13. Jahrh.
Fig. 31. Sockelgesims vom Dom zu Meißen. Letztes Viertel des 13. Jahrh.
Fig. 32. Sockelgesims der Frauenkirche in Ingolstadt. Anfang des 15. Jahrh.
Fig. 33. Sockelgesims nach Violet le Duc.
Fig. 34. Sockelgesims der Michaeliskirche in Kiedrich. Mitte des 15. Jahrh.
Fig. 35. Sockelgesims der Kirche St. Valentin in Kiedrich. Zweite Hälfte des 15. Jahrh.

III. Bogenprofile (Mauerbogen).

Der Mauerbogen erhält im **Romanischen** stets eine halbkreisförmige Bildung und kommt in der frühesten Zeit am häufigsten ohne jedes schmückende Profil vor. Später erhält er öfters ein Bogengesimse, welches in der für das ganze

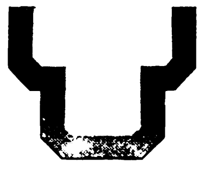


Fig. 36. Bogenprofil aus der Klosterkirche zu Denkendorf (Württemberg).

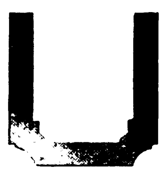


Fig. 37. Bogenprofil aus St. Johann zu Brackenheim (Württemberg).

Mittelalter charakteristischen Weise stets hinter die Mauerflucht zurücktritt. Dieses Gesimse zeigt anfänglich nur abgefaste (Fig. 36) oder viertelkreisförmig ausgekehlte Ecken (Fig. 37),



Fig. 38. Profilablauf aus der Zisterzienserabtei Zwettl in Nieder-Österreich.

später werden diese durch kräftige Wulste mit oder ohne Ornamentation ersetzt (Fig. 38).

Eigenartig für die mittelalterlichen Bogenprofile sind die immer wiederkehrenden „Profilabläufe“, durch welche die Endigungen der Bogengliederungen oberhalb des Gurtgesimses oder Kapitäles in den rechteckigen Querschnitt übergeführt werden (Fig. 38).

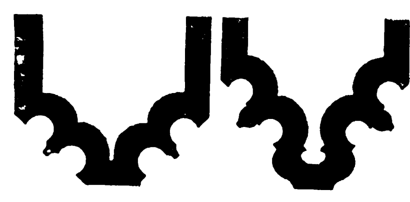


Fig. 39. Bogenprofil aus Effingen (Württemberg).

Fig. 40. Bogenprofil aus Braunweiler (Württemberg).

Der **gotische** Mauerbogen erhält als die bedeutsamste und wichtigste Neuerung die für den Stil charakteristische „Spitzbogenlinie". Die schmückenden Bogenprofile schließen an die letztgenannte Form des Romanischen an, werden aber in der Folge gliederreicher und mit den dem Stile eigenen tiefen Kehlen und stark unterschnittenen Rund- oder Birnstäben gebildet (Fig. 39 u. 40).

Eine für die Gotik äußerst charakteristische Form des Mauerbogens bezeichnet man als „Strebebogen". Seine Einführung hängt mit der Konstruktion der selbständig tragenden Steinbogen des Gewölbes zusammen und war überall dort notwendig, wo das Bauwerk eine „basilikale"* Anlage erhielt und der Gewölbedruck des Mittelschiffes durch sie über die Seitenschiffe hinaus abgeleitet werden mußte (Fig. 41).

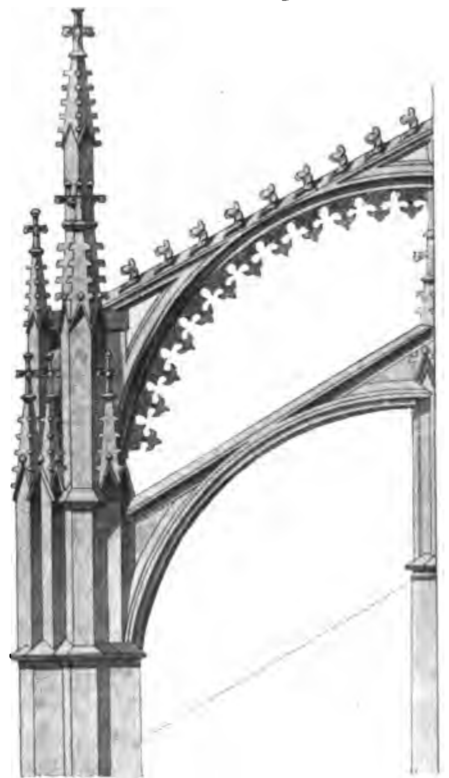


Fig. 41. Von der Barbarakirche zu Kuttenberg (Böhmen).

* Unter basilikaler Anlage versteht man überhöhtes Mittelschiff und pultdachförmig abgedeckte niederere Seitenschiffe; im Gegensatz steht die „Hallenkirche" mit gleich hohen Mittel- und Seitenschiffen.

IV. Plastischer Schmuck der Wandflächen.

Der **romanische** Stil führt als wichtigste Neuerung in der plastischen Gliederung der Wandflächen den „Rundbogenfries“ ein. Dieser besteht aus einem fortlaufenden Bande aneinandergereihter Halbkreise und begleitet in einem großen Teile Europas die meisten Gurt- und Hauptgesimse.

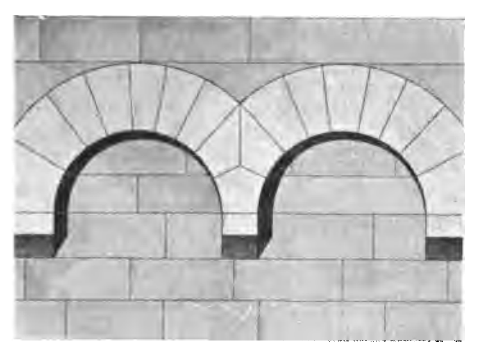


Fig. 42. Vom Pfarrturm zu Mainz.

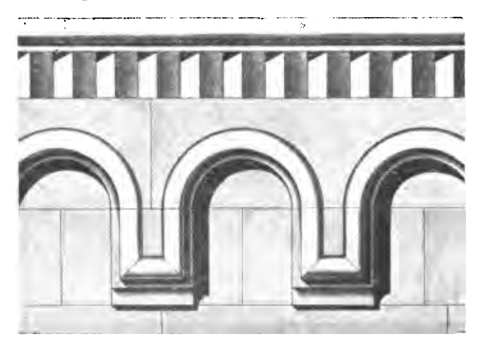


Fig. 43. Von der Kirche zu Schöngraben.

Anfänglich tritt er ungegliedert mit scharfer Kante auf (Fig. 42), dann wird letztere durch Rundstäbe und Kehlen ersetzt (Fig. 43), oder es werden glatte, etwas zurückgesetzte Bänder neben der Kante angebracht (Fig. 44).

Im Laufe der Weiterentwicklung runden sich dann sämtliche Bogenfüße ab (Fig. 45) oder werden von Konsolen unterstützt (Fig. 46). Auch ein Wechsel von unterstützenden Konsolen und Wandsäulen findet sich (Fig. 47).



Fig. 44. Von der Neumünsterkirche zu Würzburg.

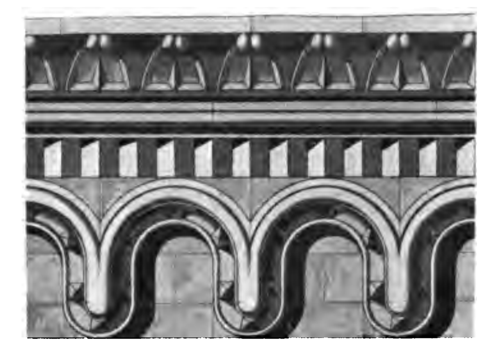


Fig. 45. Von der Abteikirche zu Trebitsch in Mähren.

Fig. 46. Vom Tortürmchen zu Groß-Comburg (Württemberg).



Fig. 47. Vom Langschiff zu Plieningen.

Wieder in anderen Fällen wechseln mit den unterstützenden Konsolen abgerundete Bogenfüße (Fig. 48), und bei besonders reicher Ausstattung werden noch die Bogenfelder mit Masken, Tiergestalten oder Ornament ausgefüllt (Fig. 49).*

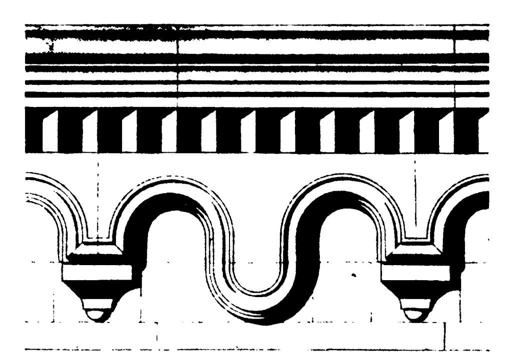


Fig. 48. Von der Kirche zu Schöngraben.

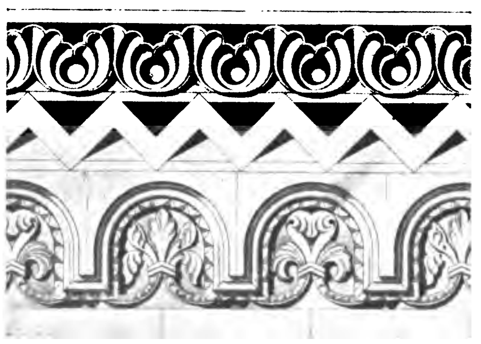


Fig. 49. Von der Kirche zu Groß-Comburg.

An einzelnen Monumenten treten mit dem Rundbogenfries Wandsäulen auf, welche nicht zur Unterstützung der Bogenfüße dienen, sondern direkt ein Gesims tragen, während die Rundbogen seitlich an den Schaft anstoßen (Fig. 50).

Es dürfte in dieser Anordnung noch eine schwache Erinnerung an die Funktion der römischen Säule zu erblicken sein.

* Die Rundbogenfriese lösen sich sehr häufig in Lisenen auf (Fig. 46), doch kommen sie auch ohne solche Auflösung vor.

Bemerkenswert ist noch die Verwendung des Rundbogenfrieses zur Begleitung des Giebelgesimses, wobei die verschiedenartigste Ausbildung und Unterstützung der Bogenfüße möglich war (Fig. 51).

Als Variante dieses aufsteigenden Frieses ist der sogenannte „Staffelfries" zu betrachten, der an Stelle des ersteren mehrfach anzutreffen ist (Fig. 52).



Fig. 50. Rundbogenfries aus Lebeny in Ungarn.

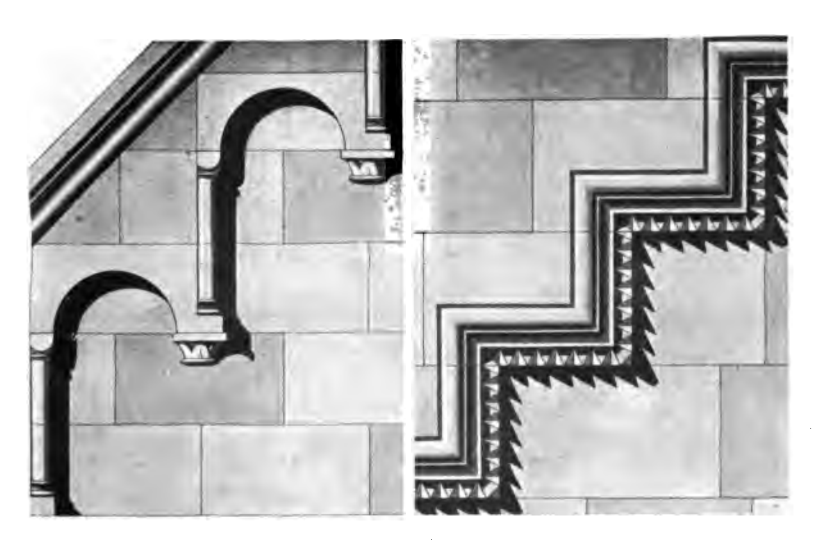


Fig. 51. Aufsteigender Rundbogenfries vom Martinsdom inRegensburg.

Fig. 52. Staffelfries von der Kirche zu Faurndau in Württemberg.


Fig. 53. Vom Stephansdom zu Wien.

In der Spätzeit des romanischen Stiles verwandelt sich der bisher gebräuchliche, aus aneinandergereihten Halbkreisen bestehende Rundbogenfries in den aus drei zusammenhängenden Bögen gebildeten sogenannten „Kleeblattfries“ (Fig. 53).

In dieser Form übernimmt ihn dann die **Gotik,** um ihn ihrer Formensprache anzupassen. Sie schmückt denselben mit den am Fenstermaßwerk entstandenen „Nasen“ und löst die Bogenfüße vielfach in Ornament auf (Fig. 54).


Fig. 54. Gotischer Kleeblattfries von der Kirche zu Armsheim.

Im Weiterschreiten des Stiles wird dann aus dem Kleeblattfries der „Spitzbogenfries“ mit einfachen oder verzierten Nasen, kräftigem Vortreten der Bögen und energischer Bildung der Konsolen (Fig. 55).

Als zweites Mittel, dessen sich der romanische Stil zur plastischen Gliederung seiner Außenwandflächen bedient, ist eine offene Bogenreihe auf kleinen, freistehenden Säulchen



Fig. 55. Spitzbogenfries von der Kirche St. Valentin zu Kiedrich.

zu nennen. Das ganze Motiv wird aus der Dicke der Fassadenmauer ausgespart und dicht unter dem Hauptgesimse angeordnet. Man bezeichnet es am besten mit dem Namen „Zwergbogengalerie“ (Fig. 56).

An rheinischen Bauschöpfungen kommen diese Galerien besonders häufig an den Apsiden und Langseiten der Kirchen vor.

Auch dieses Motiv vererbt der romanische Stil auf die Gotik, die es wieder in ihrem Sinne umbildet und nunmehr an tieferer Lage entweder über einen Teil oder auch über die ganze Fassade hinwegführt. Die gotische Galerie kommt offen und geschlossen vor (Fig. 57).

Anm. In der Gotik beschränkt sich die Anwendung der Bogenfriese hauptsächlich auf den Profanbau, nur im Italienischen sind sie auch an Kirchenbauten häufig.

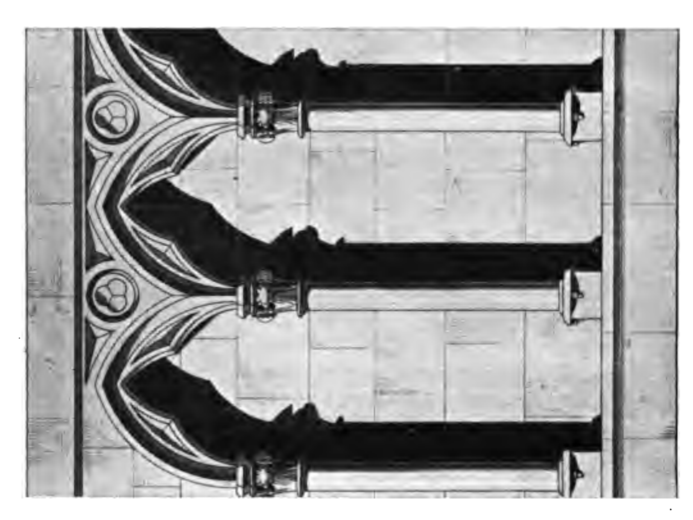


Fig. 57. Vom Chor St. Peter und Paul zu Wimpfen im Tal.



Fig. 56. Von der Schenkenkapelle zu Groß-Comburg (Württemberg).

Stehen in den Bogenfeldern Figuren, so pflegt man sie mit dem Namen „Königsgalerie" zu bezeichnen (Fig. 58).

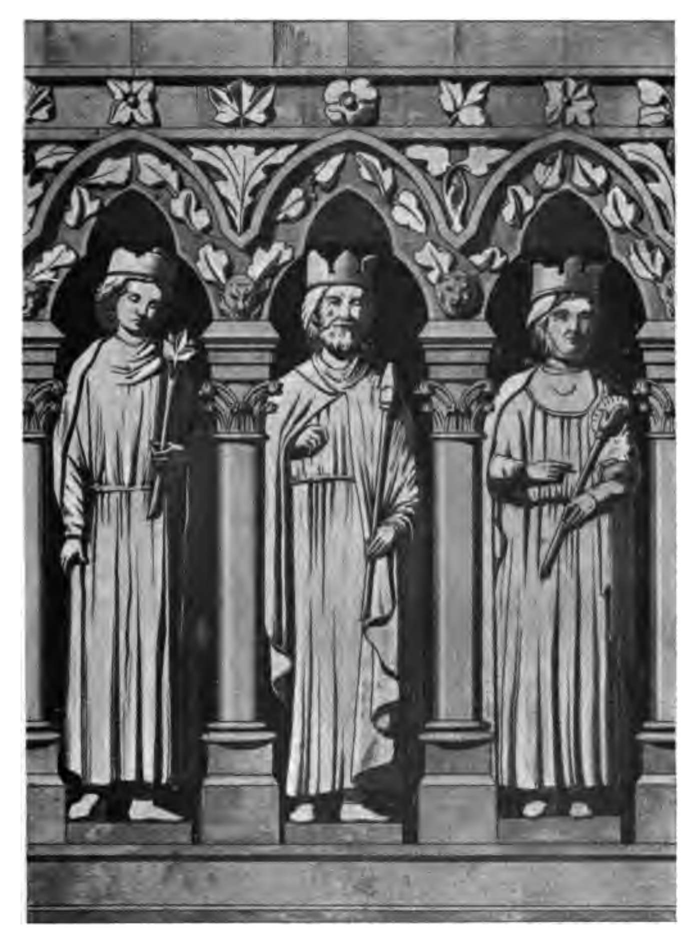


Fig. 58. Gotische Königsgalerie aus Amiens.

Im Verlaufe der Weiterentwicklung gelangt dann in der Gotik ein anderes plastisches Schmuckmittel zur Verwertung. Es ist das am Fenster entstandene Maßwerk, welches als Relief mit Eintritt der Blütezeit die Wandflächen zu überziehen beginnt (Fig. 59).



Fig. 59. Von der Heil. Kreuz-Kirche zu Schwäbisch-Gmünd.

Als drittes und letztes Mittel zur plastischen Gliederung der Wandflächen verwendet der **romanische** Stil die aus dem Römischen stammenden „Blendbögen“ auf Lisenen, Wand-

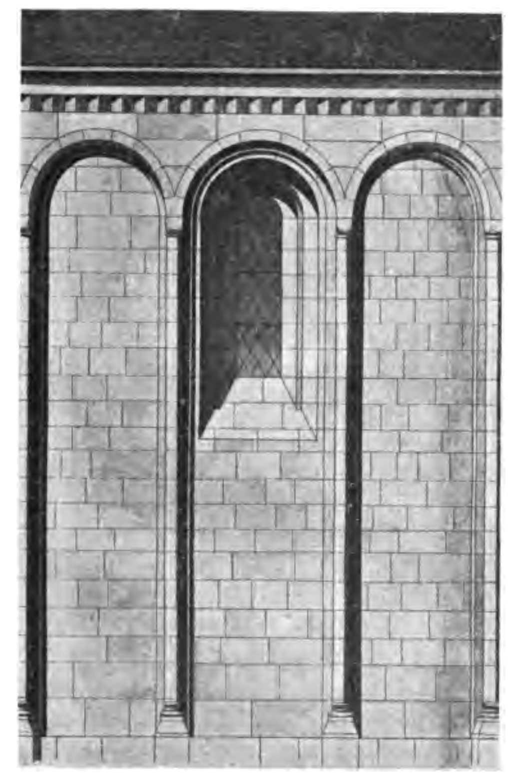


Fig. 60. Von der Stiftskirche zu Sindelfingen (Württemberg).

pilastern oder Halbsäulen, mit denen er Felder für Fenster und Portale bildet (Fig. 60).

Die **Gotik** behält dieses Schmuckmittel nur in ihrem frühesten Entwicklungsstadium bei; dann aber verschwindet dasselbe, um dem durch die veränderte Gewölbekonstruktion überall notwendig gewordenen „Strebepfeiler“ Platz zu machen.

V. Decken.

Die wichtigste Deckenform des **romanischen** Stiles ist das Kreuzgewölbe. Anfänglich war es einfache Werkform ohne plastische Ausstattung mit Rippen und Gurtbögen.

In vorgeschrittener Zeit tritt dann eine neue, äußerst wichtige Gewölbekonstruktion auf. Sie bestand darin, daß man in den Diagonallinien der einzelnen Gewölbefelder selbständig tragende Steinbogen errichtete, zwischen denen die Gewölbe- oder Kappenflächen nur als leichte Ausmauerung eingespannt zu werden brauchten.

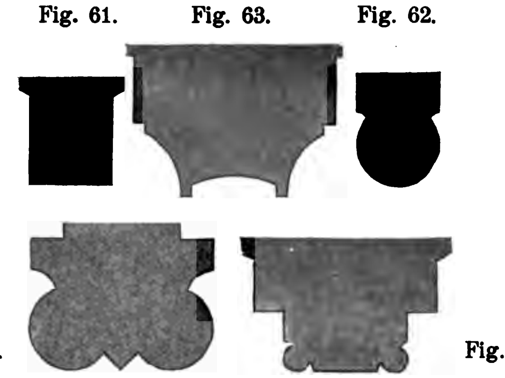


Fig. 61. Werkform der Gewölberippe. Aus St. Johann zu Brackenheim.
Fig. 62. Gewölberippe nach Redtenbacher.
Fig. 63. Vom Chor zu Maulbronn.
Fig. 64. Aus Altenzelle.
Fig. 65. Spätromanische vielfach vorkommende Gewölberippe.

Diese selbständigen Steinbogen treten etwas über die Kappenflächen vor und erscheinen dadurch als „Gewölberippen“.

Anfänglich zeigen sie den rechteckigen Querschnitt der Werkform (Fig. 61); dann legte man ihnen kräftige Wulste vor (Fig. 62) oder löste die Seiten- und Unterflächen in Hohlkehlen auf (Fig. 63), bis man endlich die Ecken durch kräftige Rundstäbe ersetzte (Fig. 64 u. 65).

In dieser Form übernimmt dann die **Gotik** die Gewölberippe, sucht aber sofort ihre Profile zu verfeinern und den Reichtum an Gliedern zu steigern. Anfänglich entfernen sich die gotischen Rippenprofile nur wenig von dem rechteckigen Querschnitt, während sie nach und nach der Dreiecksform immer näher kommen (Fig. 66—71).

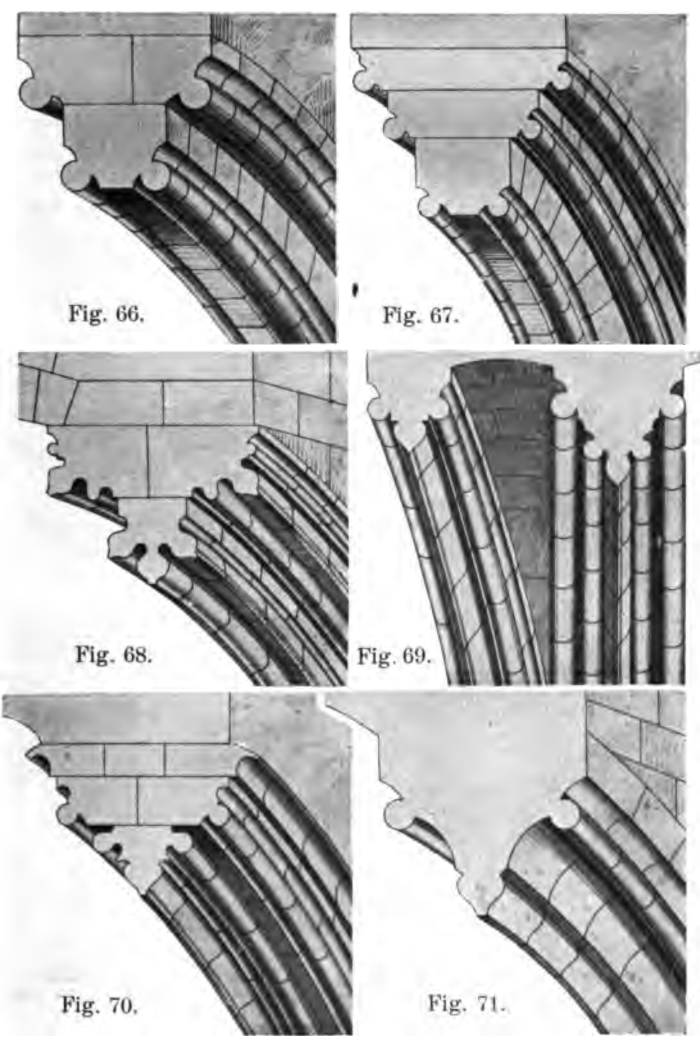


Fig. 66. Aus Notre Dame zu Paris 1220.
Fig. 67. Aus der Kathedrale zu Tours 1230.
Fig. 68. Aus der Kathedrale zu Nevers ca. 1240.
Fig. 69. Aus St. Chapelle zu Paris 1243—1250.
Fig. 70. Aus Notre Dame zu Paris 1320.
Fig. 71. Aus St. Severin zu Paris. Ende des 14. Jahrhunderts.

Was die Elemente der Rippenprofile betrifft, so treten schon in der Frühzeit häufig Stäbe mit spitzbogigem Profile an Stelle der Rundstäbe (Fig. 72 u. 73), aus welchen sich durch herzförmige Zuspitzung nach und nach die von der reiferen Gotik fast ausschließlich verwerteten „Birnstäbe" entwickeln (Fig. 74 u. 75).

Die Spätgotik verdrängt die Stäbe zugunsten der Kehlen mehr und mehr (Fig. 76—78), bis endlich mit der fortschreitenden Verarmung nur noch letztere übrigbleiben und den spätesten Rippen ihren nüchternen Charakter verleihen (Fig. 79).

Fig. 72. Fig. 73. Fig. 74. Fig. 75.

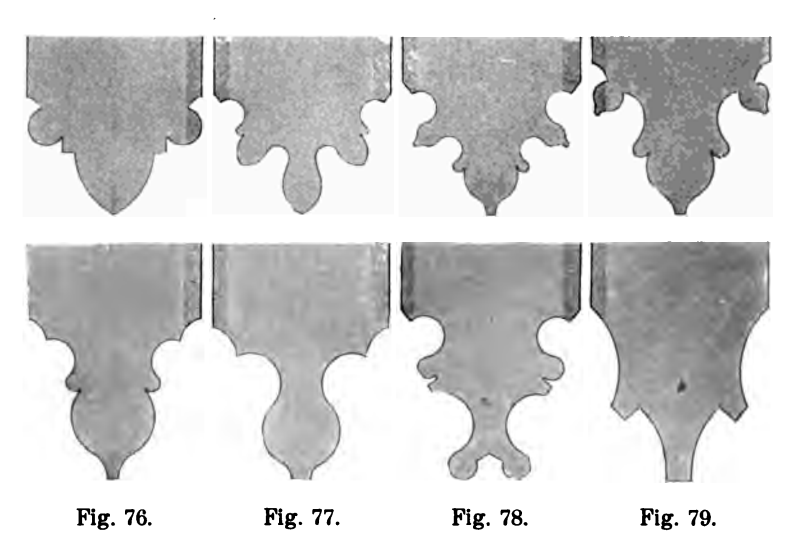


Fig. 76. Fig. 77. Fig. 78. Fig. 79.

Fig. 72. Vom Dom zu Worms. Anfang des 13. Jahrhunderts.
Fig. 73. Vom Dom zu Worms. Erste Hälfte des 13. Jahrhunderts.
Fig. 74. Vom Dom zu Wetzlar. Zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts.
Fig. 75. Vom Dom zu Wetzlar. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts.
Fig. 76. Vom Pfarrturm zu Frankfurt a. Main. Anfang des 15. Jahrhunderts.
Fig. 77. Von der Turmhalle zu Friedberg. Erste Hälfte des 15. Jahrhunderts.
Fig. 78. Vom Turm des Straßburger Münsters. Mitte des 15. Jahrhunderts.
Fig. 79. Vom Dom zu Erfurt. Zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Kurz nach Einführung der über die Gewölbeflächen vortretenden Steinrippen erscheint auch der „Schlußstein“ als Auszeichnung des im Gewölbescheitel liegenden Schnittpunktes der Rippen. Die **romanischen** Schlußsteine treten weit über die Rippen vor und erhalten häufig die Form abwärtshängender Blätterknäufe (Fig. 80).



Fig. 80. Schlußstein vom Dom zu Mainz.



Fig. 81. Schlußstein aus St. Chapelle zu Paris.

Die **Gotik** bildet sie gerne als zierliche, reiche Blattrosetten (Fig. 81).

Die zwischen den Rippen liegenden Kappen- oder Gewölbeflächen werden größtenteils in Backstein ausgemauert und bleiben entweder im Rohbau stehen oder werden verputzt und wohl auch teilweise mit Malerei geschmückt.

Innerhalb der **romanischen** Periode fanden sich in den kirchlichen Bauschöpfungen auch flache, einfache Holzdecken, welche sicherlich farbigen Schmuck aufwiesen. Die kirchliche Gotik verwertet derartige Decken nicht mehr. In den Wohnräumen war in beiden Zeitaltern die Holzdecke jedenfalls häufiger als die Wölbung. In romanischer Zeit zeigte dieselbe die ganze Balkenlage mit den dazwischenliegenden tiefen Feldern. Es ist wohl anzunehmen, daß das ganze Holzwerk der Decke häufig unverziert blieb und nur durch seine Naturfarbe wirkte, in anderen Fällen ist sicherlich farbiger Schmuck hinzugetreten.

Die **Gotik** hat nun diese Balkendecke vom romanischen Stile übernommen, aber die farbige Ausschmückung größtenteils durch plastische ersetzt. Zu diesem Zwecke kantet sie die Balken in der verschiedensten Weise ab oder versieht sie mit Profilen, die denen der Gewölberippen ähnlich sind (Fig. 82—85). Als Eigentümlichkeit der Gotik kann es erscheinen, daß diese Profilierungen nicht auf die ganze Länge der Deckenbalken ausgedehnt werden, sondern in gewissen Abständen vollkantige Balkenstücke stehen bleiben, welche an ihrer Unterseite entweder mit Kerbschnittmustern (Fig. 82—85) oder Flachschnitzereien (Fig. 83) versehen sind.

In anderen Fällen schuf die Gotik die einfache Balkendecke dadurch zur ansprechenden Kunstform um, daß sie die Seiten und Unterflächen von Balken und Unterzügen mit flach geschnitztem, ausgegründetem Ornament versah (Fig. 86).

Neben diesen Balkendecken erscheint aber auch die Bretterdecke, welche durch Verschalung der Balkenlage gewonnen wurde. Bei einfacher Ausführung begnügte man sich damit, die Fugen mit schmalen profilierten Leistchen zu decken und zog allenfalls noch die Malerei zur weiteren Ausschmückung bei (Fig. 87).

Bei reicheren Beispielen wird die Bretterverschalung durch aufgesetzte profilierte Leisten in beliebige Felder geteilt und geschnitztes Relief, teilweise Bemalung und Vergoldung zur weiteren Ausstattung herangezogen (Fig. 88).

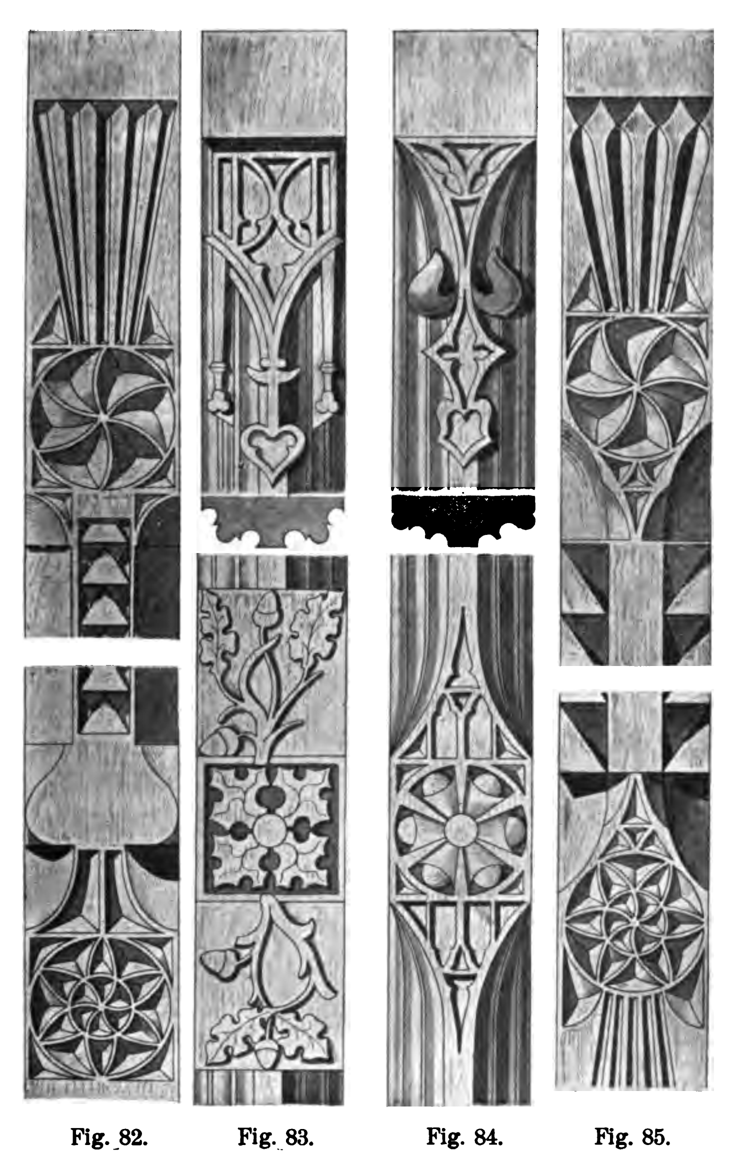


Fig. 82. Fig. 83. Fig. 84. Fig. 85.

Deckenbalken von Tiroler Holzdecken (nach Paukert).

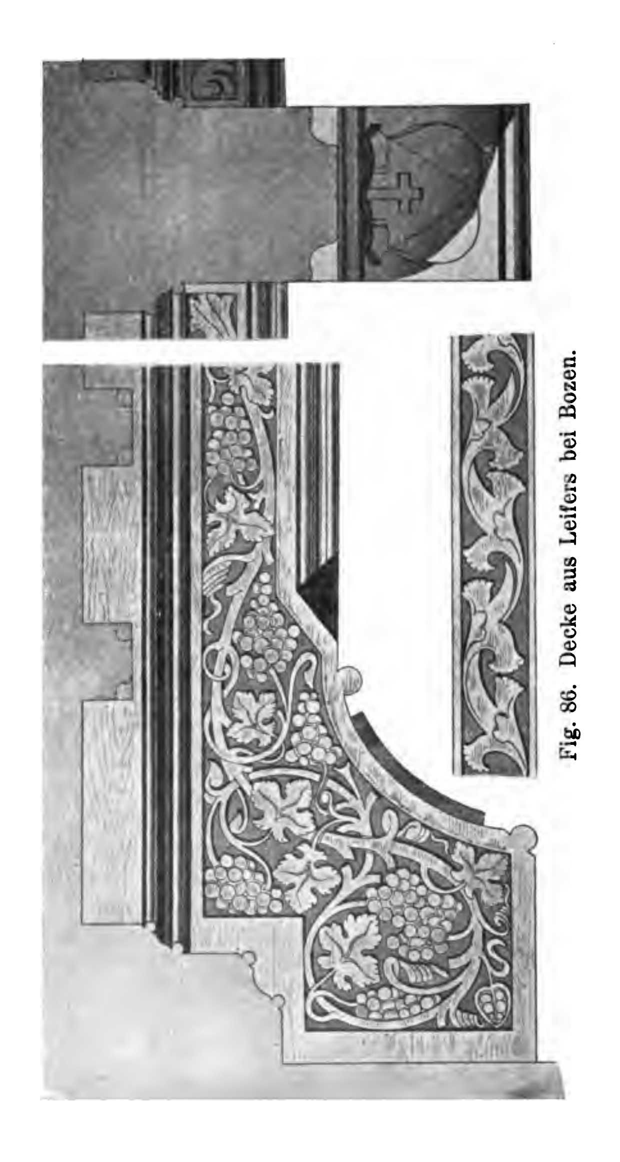


Fig. 86. Decke aus Leifers bei Bozen.



Fig. 87. Bretterdecke aus St. Nicolaus bei Burgeis (Tirol).

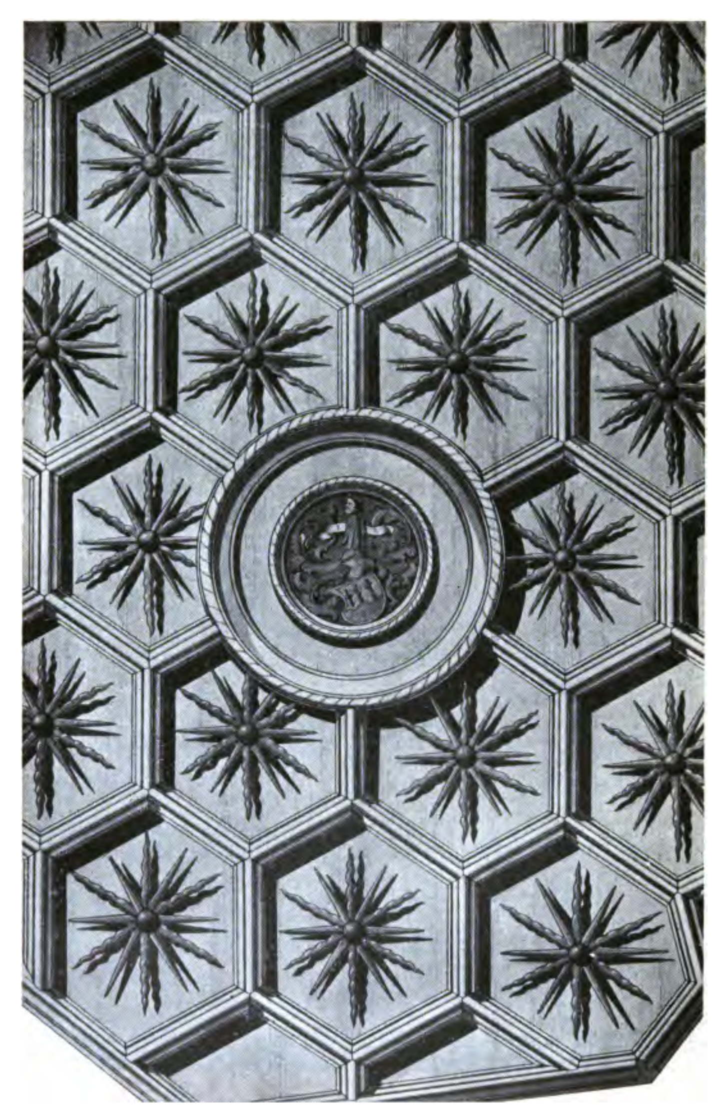


Fig. 88. Aus dem Fuggerzimmer zu Tratzberg (Tirol).

VI. Giebel.

An den Bauschöpfungen der **romanischen** Periode finden sich meistens geradlinige, mäßig geneigte Giebel (Fig. 89), welche von der **Gotik** immer höher und mit immer steiler werdenden Randlinien gebildet wurden (Fig. 90).

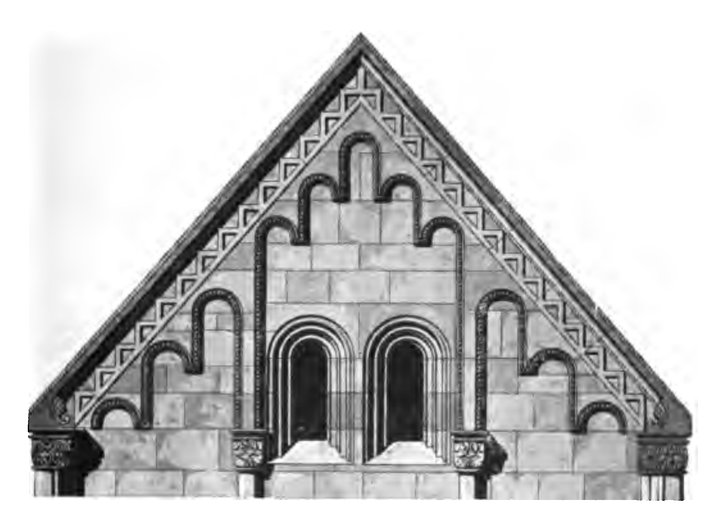


Fig. 89. Giebel von der Walderichskapelle zu Murrhardt.

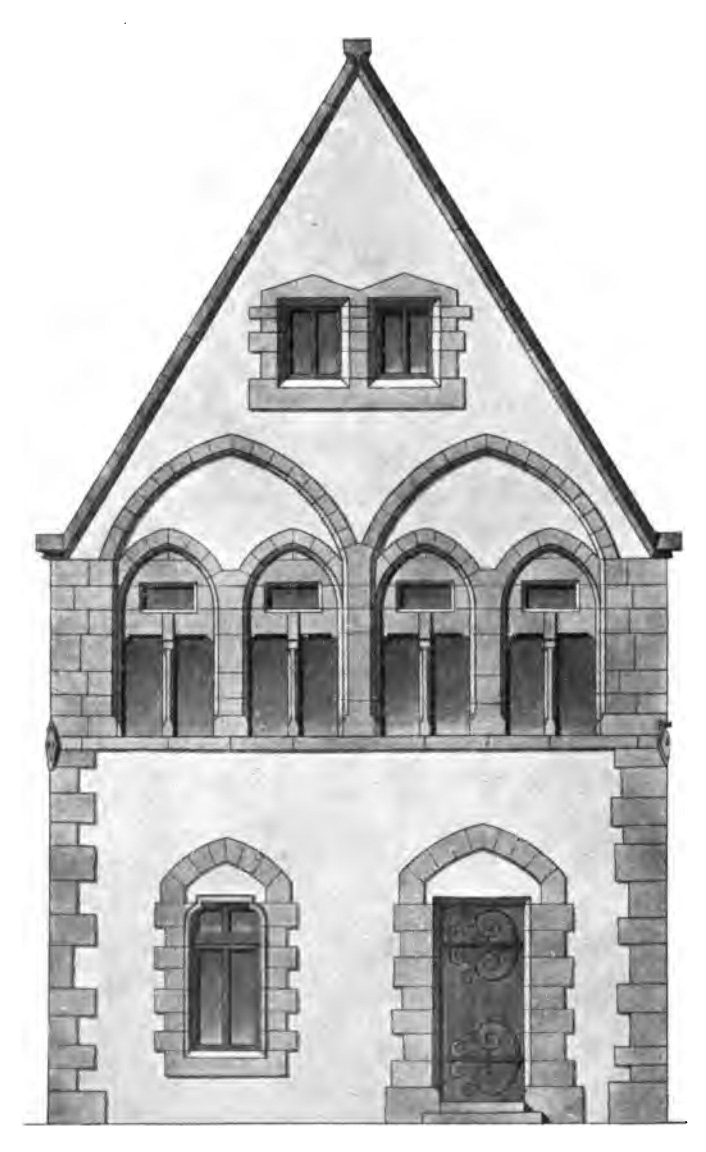


Fig. 90. Wohnhaus in Laon.

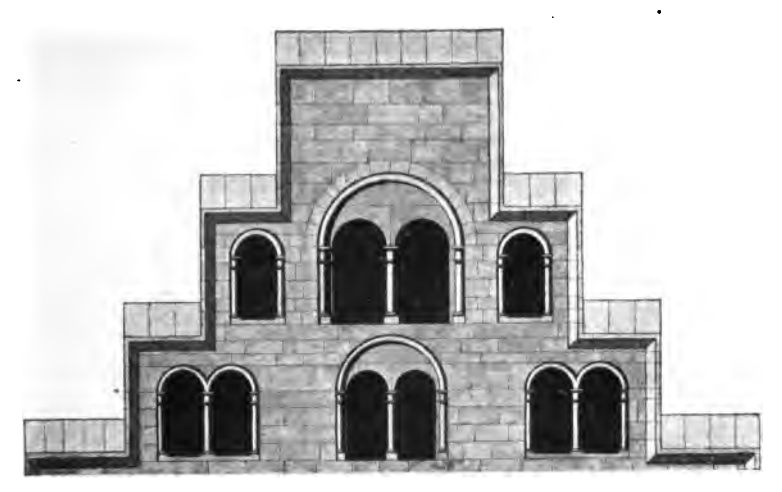


Fig. 91. Wohnhaus in Köln.

Als neue Giebelform tritt im **Spätromanischen** der „Treppen- oder Stufengiebel“ auf (Fig. 91), der ebenfalls von der **Gotik** übernommen wurde und mit mancherlei Veränderungen und verschiedenartiger Ausstattung zur Anwendung kam (Fig. 92).



Fig. 92. Vom Rathaus zu Wasserburg.

Diesen beiden Giebeln fügt die Gotik durc Übertragung der Zinnen auf die Giebelschräge eine neue Giebelform an, die am geeignetsten mit dem Namen „Zinnengiebel“ bezeichnet wird (Fig. 93).

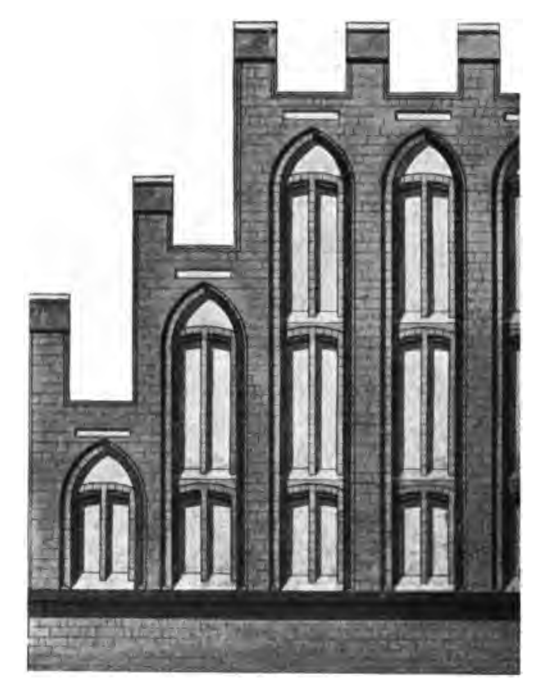


Fig. 93. Von der Sakristei der Pfarrkirche St. Peter in Wusterhausen.

Die interessantesten Giebel hat die Gotik namentlich im norddeutschen Backsteinbau mit Zuhilfenahme der an dem Strebepfeiler entwickelten und ausgebildeten Fiale geschaffen, die sie entweder über die Giebelwand setzt und bündig mit ihr anordnet (Fig. 94), oder vor dieselbe treten läßt, und deren Fuß-, Schaft- und Helmbildung sie sehr verschiedenartig gestaltet; auch der dazwischenliegende Dachrand erfährt die mannigfaltigste Ausbildung (Fig. 95).

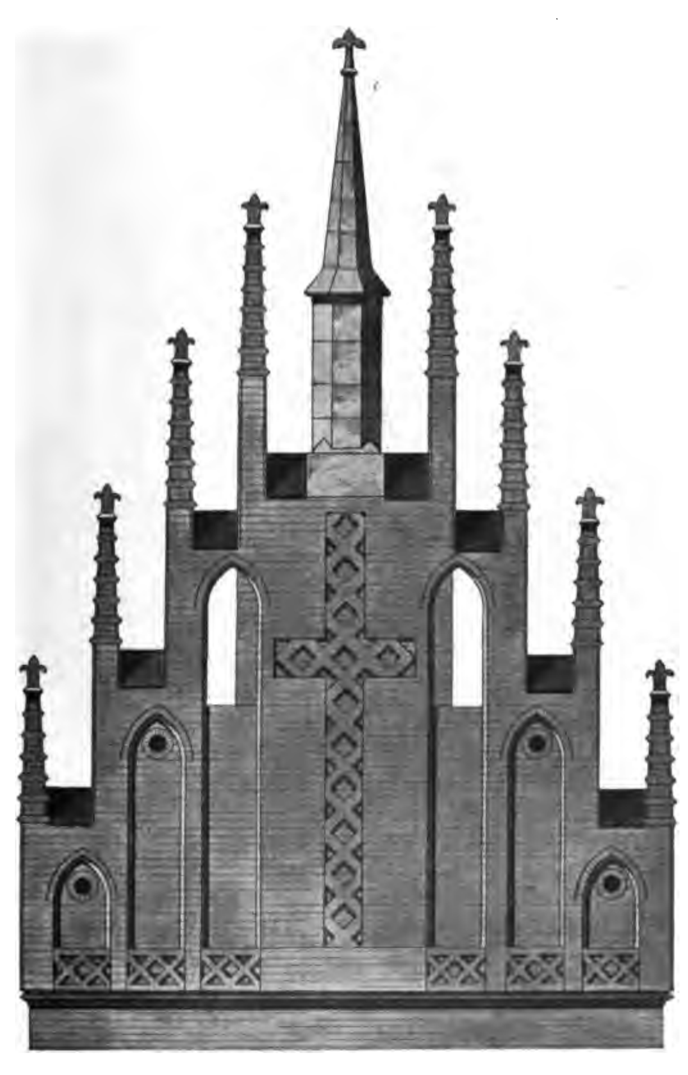


Fig. 94. Klosterkirche zu Mühlberg a. d. Elbe.

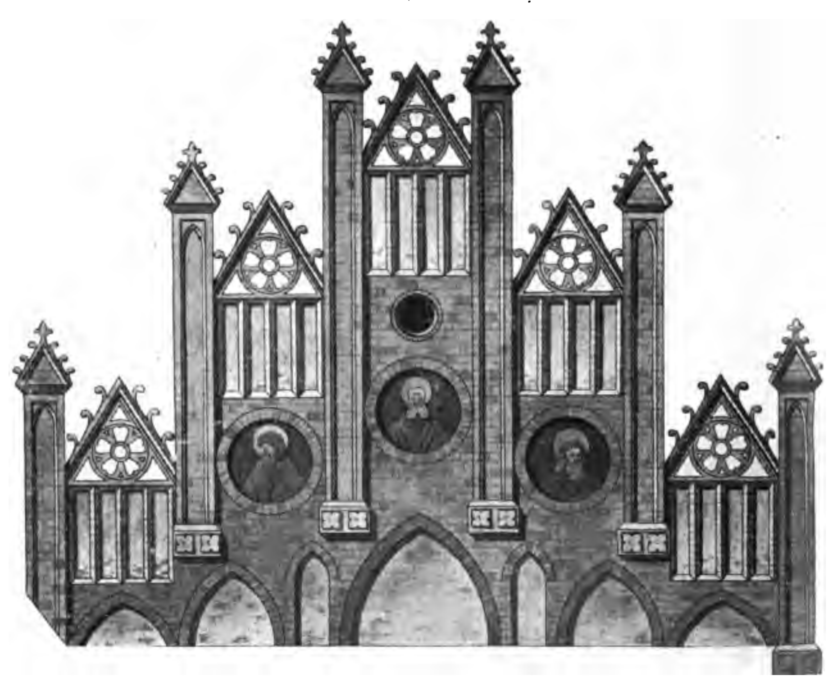


Fig. 95. Klostergebäude zu Zinna.

Ein vollständig neuer Gedanke der Gotik war es, den steilen Giebel auch als Krönung über Fenstern (Fig. 96) und Portalen (Fig. 97) anzuordnen und dadurch das immer entschiedener werdende Indiehöhestreben des ganzen Bauwerkes wesentlich zu unterstützen. Diese Giebel über Fenstern und Portalen bezeichnet man mit dem Namen „Wimperge“. Sie behalten durch die ganze Blütezeit hindurch ihre geraden Randlinien bei.

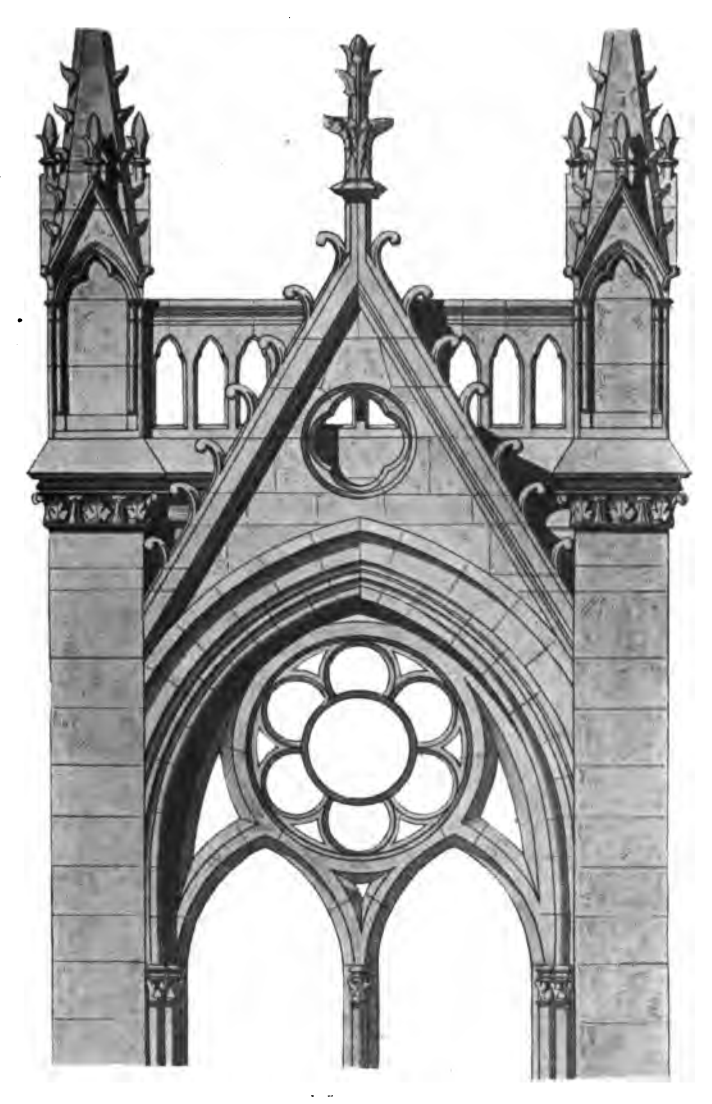


Fig. 96. Wimperg über den Fenstern von St. Chapelle zu Paris.

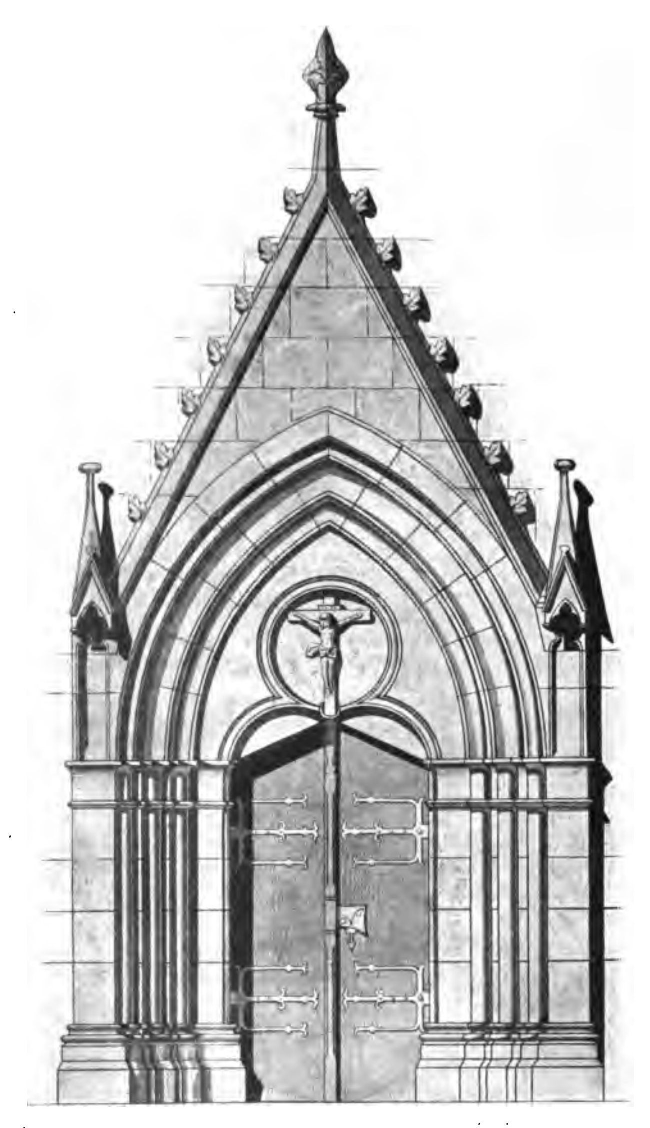


Fig. 97. Wimperg über dem Portal der Kirche zu Wolfhagen.

Die Spätzeit hat hier neue, reichere Linien zur Einführung gebracht, unter denen der sogenannte „Kielbogen“ (Eselsrücken) die häufigste Anwendung fand (Fig. 98).

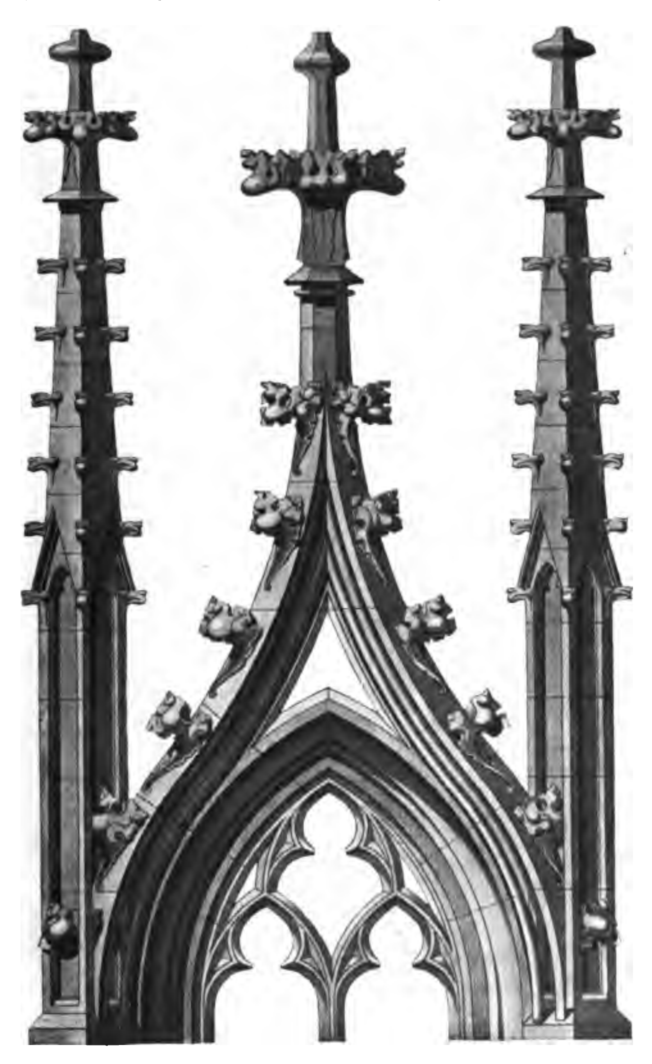


Fig. 98. Wimperge nach Roriczer.

Ein sehr dankbares, in der Kleinkunst viel verwertetes Motiv ergab sich durch das Ineinandergreifen mehrerer solcher mit Krabben und Kreuzblumen besetzter Giebel, wobei die Zwischenräume meist noch mit Maßwerk ausgefüllt wurden (Fig. 99).

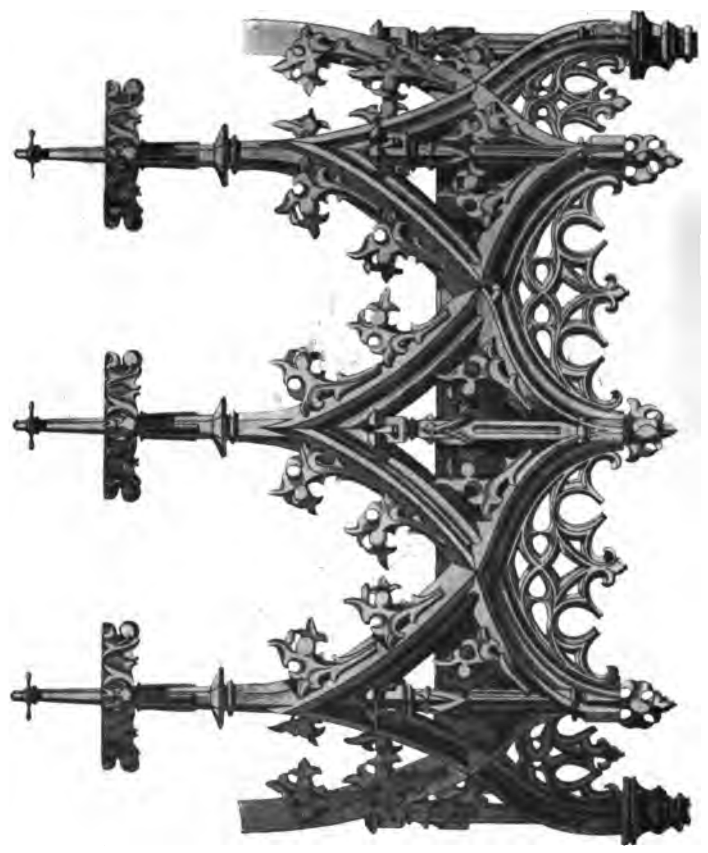


Fig. 99. Von der Kirche in Wartberg (Österreich).

VII. Dachflächen.

Schon der spätromanische Stil hatte damit begonnen, die immer steiler werdenden Dachflächen mit Dachfenstern zu beleben; die Gotik geht auf dem betretenen Wege weiter, fügt



Fig. 100. Frühgotische Firstkrönung nach Jakobsthal.

aber als weiteren Schmuck sowohl an kirchlichen wie profanen Bauwerken noch eine Auszeichnung der Firstlinie durch geschmiedetes oder in durchbrochener Steinarbeit ausgeführtes Reihungsornament hinzu (Fig. 100).

Das letzte Schmuckmittel der Dachflächen bestand in der öfters vorkommenden Eindeckung mit verschiedenfarbigen Ziegeln. (In Frankreich häufiger als in Deutschland.)



Fig. 101. Turm der Stiftskirche zu Ellwangen.

VIII.
Türme und Turmhelme.

Die meisten **romanischen** Türme besitzen einen quadratischen, aus mehreren Stockwerken bestehenden Unterbau; die einzelnen Stockwerke werden durch Gurtgesimse getrennt, welche in Deutschland in der Regel von Rundbogenfriesen begleitet werden; letztere lösen sich an den Ecken fast ausnahmslos in vertikale Lisenen auf. Dieser viereckige Unterbau wird entweder direkt mit einem Pyramidendach bekrönt (Fig. 101), oder endigt nach oben mit vier über den Seiten stehenden Giebeln, zwischen welche rautenförmige Dachflächen eingelegt werden „Rautendächer“; (Fig. 102). (Die Rautendächer sind ganz besonders für viele rheinische Bauten charakteristisch.)



Fig. 102. Turmhelm der Liebfrauenkirche in Halberstadt.



Fig. 103. Spätromanischer Turm aus Groß-Comburg.

Auch achtseitige Turmhelme über quadratischen Unterbauten finden sich häufig. In all diesen Fällen vollzog sich der Übergang vom Viereck zum Achteck fast ausnahmslos am Turmhelm selber und wurde in verschiedenartigster Weise hergestellt (Fig. 103). Türme mit achtseitigen Geschossen sind selten (Fig. 104), ebenso runde Türme mit Kegeldächern (Fig. 105). Die frühesten Türme haben niedere Geschosse und Helme; im Fortschreiten des Stiles werden aber die Höhen fortwährend gesteigert, so daß die der Spätzeit angehörigen Türme schon sehr schlanke Verhältnisse aufweisen.



Fig. 104. Turmhelm von St. Maria zu Gelnhausen.



Fig. 105. Turmhelm der Klosterkirche zu Lorch.

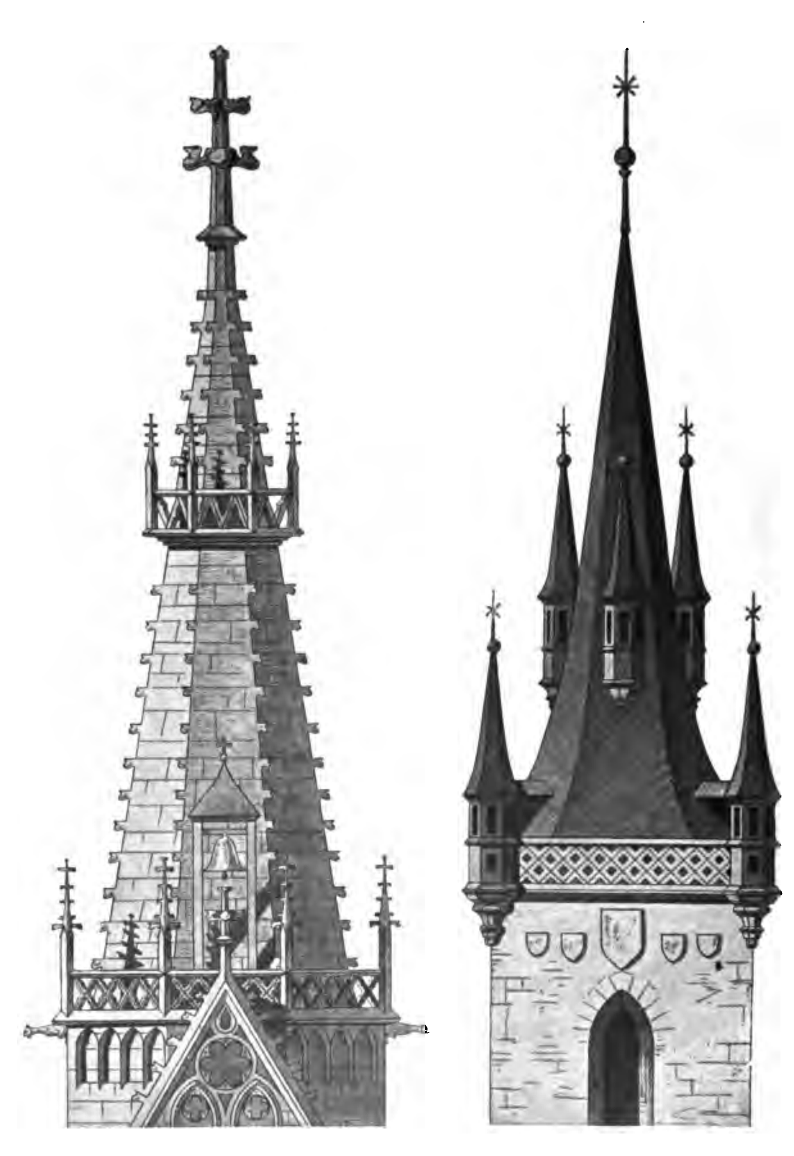


Fig. 106. Turm der Marienkirche zu Reutlingen.

Fig. 107. Turm der Teynkirche zu Prag.

Der **gotische** Turm besitzt in der Regel ebenfalls einen quadratischen, in mehrere Stockwerke geteilten Unterbau. Die Stockwerke sind wie im Romanischen durch schwache Gurtgesimse getrennt. Einen entscheidenden Schritt macht die Gotik nur insofern, als sie den Übergang vom Viereck zum Achteck nicht mehr wie in der vorigen Periode am Helm vollzieht, sondern dem quadratischen Unterbau ein oder zwei achtseitige Geschosse aufsetzt.

In bezug auf die Höhenverhältnisse der Turmhelme schreitet die Gotik auf dem vom Romanischen eingeschlagenen Wege weiter, bis dieselben endlich eine ganz ungewöhnliche Dachneigung und außerordentlich steile Randlinien erhalten hatten (Fig. 106).

Holzhelme gehen in bezug auf Steilheit der Randlinien häufig noch über die Steinhelme hinaus und erhalten gerne eine Besetzung mit polygonen Ecktürmchen, welche durch Brüstungen mitsammen verbunden werden (Fig. 107).

Die Spätzeit nimmt an dem Helme mehrfache Veränderungen vor, unter denen das Umziehen mit balkonartigen Umgängen die bemerkenswerteste ist (siehe Fig. 106).

Die Türme kleinerer Landkirchen werden namentlich im südlichen Deutschland gern mit Satteldächern eingedeckt. Die Ränder derselben bleiben entweder schmucklos (Fig. 108) oder werden als Treppengiebel gebildet (Fig. 109). Öfters erhalten sie auch fialenartige Aufsätze, um dem Gefühl der Gotik für lebhafte Auszackung Rechnung zu tragen (Fig. 110).

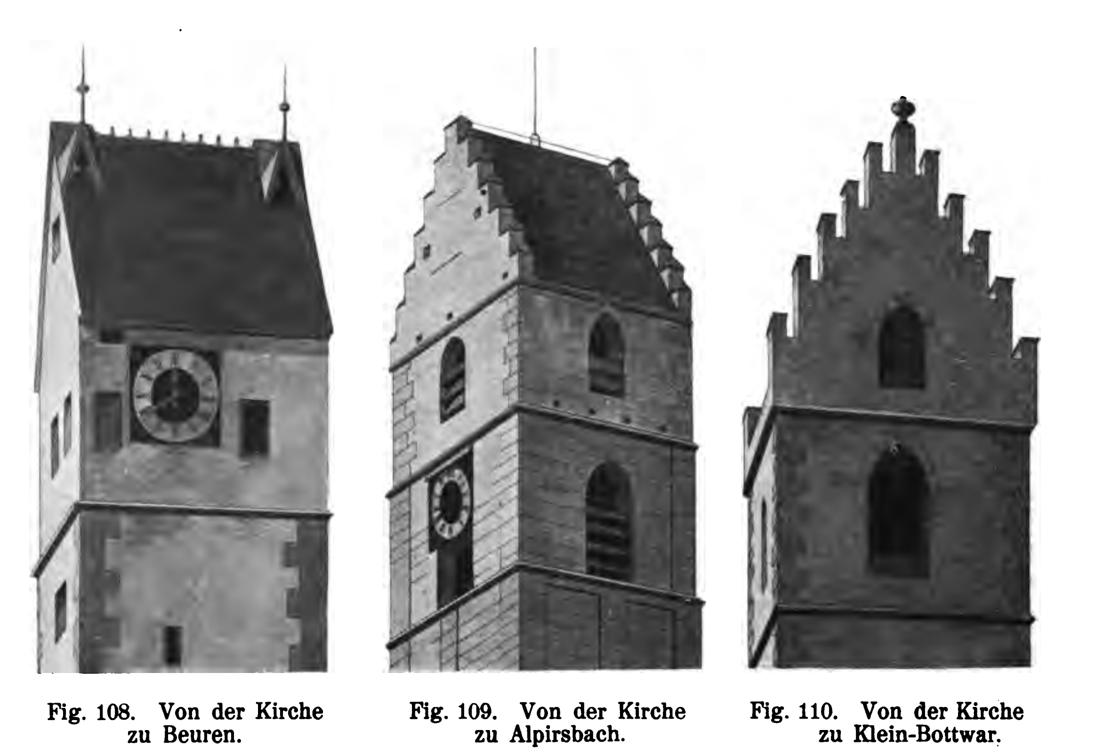


Fig. 108. Von der Kirche zu Beuren.

Fig. 109. Von der Kirche zu Alpirsbach.

Fig. 110. Von der Kirche zu Klein-Bottwar.

Ist die Gotik in bezug auf die Gestaltung der Dächer eigentlich nur eine Fortsetzung des Romanischen, so ist sie hinsichtlich der ornamentalen Ausstattung der steilen Kanten oder Gratlinien ein neuer Stil. Mit Vorliebe erhalten dieselben eine Besetzung durch sogenannte „Krabben, Kanten- oder

Fig. 111. Fig. 112.



Fig. 113. Fig. 114.

Fig. 111. Frühgotische Krabben nach Schnaase.

Fig. 112. Aus der Abteikirche zu Eu.

Fig. 113. Krabbe aus dem 14. Jahrhundert.

Fig. 114. Krabbe aus St. Chapelle zu Paris.

Kriechblumen“. Anfänglich treten diese ziemlich schüchtern als kleine unentwickelte Blattknollen in engen Abständen auf (Fig. 111). Dann entfalten sie sich im Laufe der Entwicklung mehr und mehr (Fig. 112 und 113), um zuletzt ein äußerst lebhaftes Profil anzunehmen (Fig. 114) und dadurch zu einem sehr charakteristischen Schmuckmittel des gotischen Stiles zu werden.

Anmerkung. Maßwerkgeschmückte Zackenbogen als Schmuck der steilen Gratlinien sind selten (s. Fig. 59).

IX. Giebel- und Turmkreuze.

Der **romanische** Stil schmückt die Giebel- und Turmspitzen der kirchlichen Bauwerke mit einem Kreuze, dessen Arme in einer und derselben Lotebene liegen; der Umriß desselben kann einfach oder reicher gestaltet sein (Fig. 115).

In der Spätzeit beginnt dann die allmähliche Umgestaltung des Kreuzes zur Blume, deren Einzelnteile aber immer noch dieselbe Lage zu einander beibehalten, wie früher die Arme des Kreuzes (Fig. 116).



Fig. 115. Giebelkreuz der Marienkirche zu Gelnhausen.



Fig. 116. Chorgiebelblume der Marienkirche zu Gelnhausen.

Erst die **Gotik** geht einen Schritt weiter und bildet die einfache Giebelblume des romanischen Stiles dadurch zur „Kreuzblume“ um, daß sie dieselbe jetzt nach vier Seiten ausladen läßt. Auch hier erscheinen in der Frühperiode unentwickelte, geschlossene Blattknollen (Fig. 117), die sich mit dem Fortschreiten des Stiles zu immer reicher entwickelten Blattkronen entfalten (Fig. 118 u. 119).

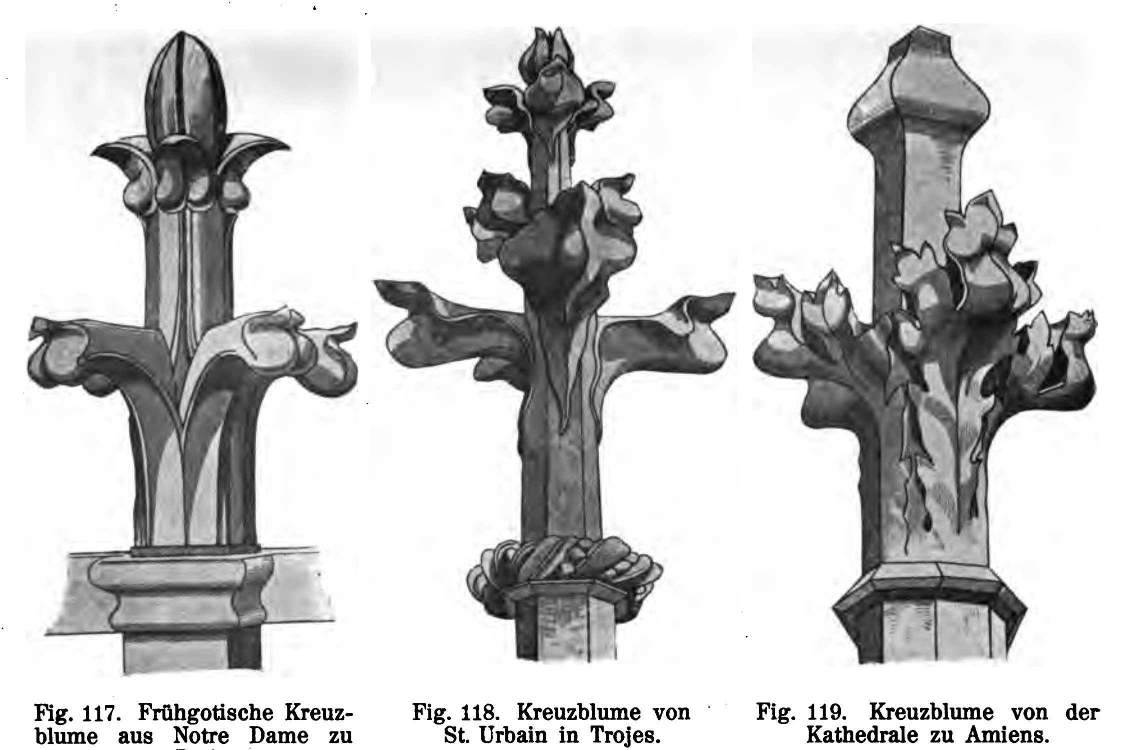


Fig. 117. Frühgotische Kreuzblume aus Notre Dame zu Paris.

Fig. 118. Kreuzblume von St. Urbain in Trojes.

Fig. 119. Kreuzblume von der Kathedrale zu Amiens.

X. Fensterarchitektur.

Das Fenster des **romanischen** Stiles, welches fast ausnahmslos rundbogig geschlossen ist, zeigt in der Frühzeit eine sehr schmale Lichtöffnung, schrägstehende Mauerleibungen und eine geneigte Bankfläche (Fig. 120). Mit dem allmählichen Wachsen der Lichtflächen stellt sich dann an den vorderen Kanten der Leibungsflächen das „Rahmengesims“ ein, welches die Lichtlinie parallel begleitet und stets hinter die Mauerflucht zurücktritt (Fig. 121).



Fig. 120. Von der Klosterkirche zu Denkendorf. Württemberg.

Im Verlaufe der Weiterentwicklung werden dann die Rundstäbe des Rahmengesimses in der Höhe der Kämpferlinie mit kleinen Kapitälchen und an ihren unteren Enden mit Basen versehen, so daß aus dem bisherigen „Rahmengesims“ nunmehr eine „Trägereinfassung“ wird. Dabei erleiden auch die Leibungen insofern eine Umbildung, als sie nicht mehr als schrägstehende Flächen gebildet, sondern in rechtwinklige Stufen zerlegt werden, in denen die kleinen Säulchen Aufstellung finden (Fig. 122).

In dieser Ausbildung übernimmt wieder die





Fig. 121. Vom Dom zu Speier.



Fig. 122. Von der Kirche St. Michael in Quedlinburg.

Gotik die Einfassung des Fensters, führt aber als wichtige Neuerung sofort die spitzbogige Lichtlinie ein. Die Rundstäbe mit ihren Kapitälchen und Basen erhalten sich an den Einfassungen noch lange, werden aber mit dem Wachsen der Fenster fort-

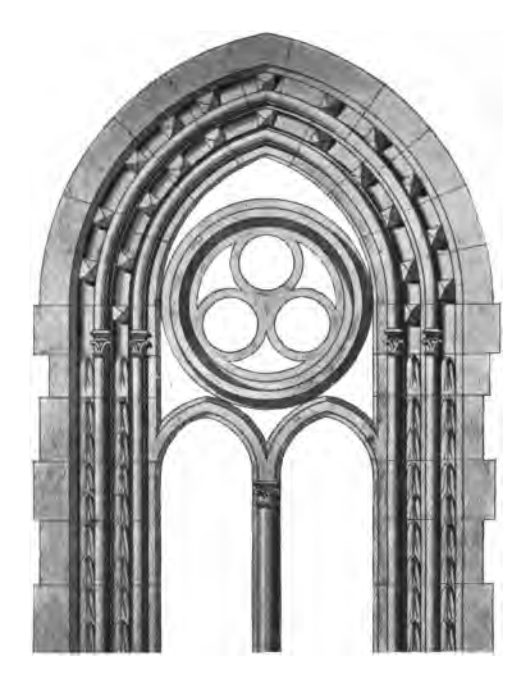


Fig. 123. Vom Dom zu Limburg a. d. Lahn.

während schlanker. Die rechtwinkligen Einstufungen der Leibungsflächen verschwinden wieder und werden nunmehr durch Hohlkehlen und Plättchen ersetzt (Fig. 123).

Im Weiterschreiten des Stiles werden zuerst an einzelnen Rundstäben die Kapitäler wieder aufgegeben (Fig. 124), dann verschwinden sie in der Folge gänzlich (Fig. 125). Damit war die Gotik wieder zum einfachen, aus Rundstäben, Hohlkehlen und Plättchen gebildeten „Rahmengesimse“ zurückgekommen.

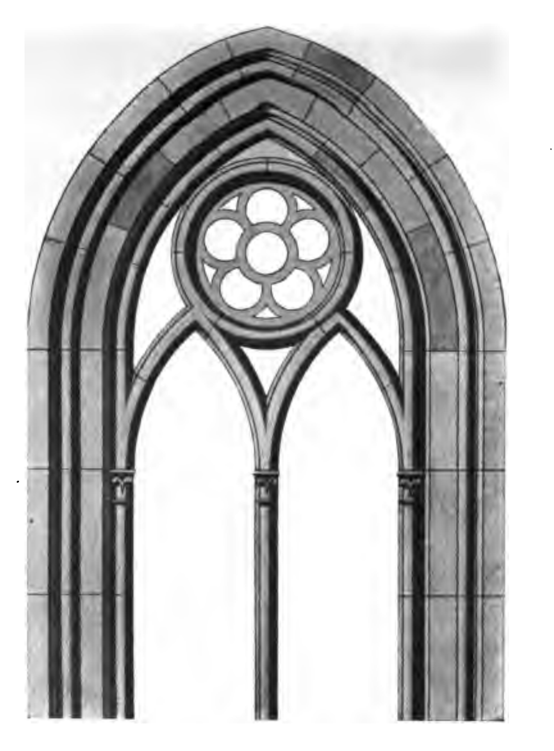


Fig. 124. Vom Dom zu Wetzlar.



Fig. 125. Vom Kloster zu Bebenhausen.

Die Spätgotik schaltet alsdann an ihren Fensterumrahmungen auch noch die Rundstäbe aus, um nur mehr Kehlen und Plättchen zu verwenden (Fig. 126), bis sie endlich in ihrem letzten Stadium das Rahmengesimse selber preisgibt, um wieder zum



Fig. 126. Fenster der Kirche zu Marbach.

Ausgangspunkt des romanischen Stiles zurückzukehren und nur mehr schrägstehende Mauerleibungen ohne weitere Schmuckformen anzuordnen (Fig. 127).



Fig. 127. Von der Pfarrkirche St. Ruppert zu Krain

Die Bankflächen der **romanisehen** Fenster haben im allgemeinen eine nur mäßige Neigung (s. Fig. 120), welche auch von der **Gotik** noch längere Zeit beibehalten wurde (Fig. 128).



Fig. 128. Fensterbank vom Freiburger Münster.

Im Fortschreiten des Stiles wird dieselbe aber allmählich steiler (Fig. 129), bis sie endlich weit über den halben rechten Winkel hinausgeht (Fig. 130).



Fig. 129. Fensterbank vom Freiburger Münster.

Auf diesen Bankflächen verschneiden sich die Profile der Rahmengesimse (siehe vorige Figuren).



Fig. 130. Fensterbank vom Rathaus zu Amberg.

Sehr beliebt war im **romanischen** Stile das Zusammenfassen von 2—4 durch dünne Säulchen getrennten Einzelfenstern. Man nennt sie „gekuppelte Fenster“ (Fig. 131).

Auch das schon im altchristlichen Stile vielfach vorgekommene Umschließen solcher gekuppelter Fenster mit



Fig. 131. Turmfenster der Stiftskirche zu Oberstenfeld (Württemberg).

großen entlastenden Halbkreisbogen findet sich in dem Stile häufig (Fig. 132).

In der Spätzeit nimmt dieser Halbkreisbogen gerne eine reichere Form an (Fig. 133).

Das Bogenfeld bleibt zum Teile schmucklos, zum Teile wird es durch ein oder mehrere Rundfenster durchbrochen (s. Fig. 132).

Verdachungen über den Fenstern kommen in der romanischen Periode nur in ganz vereinzelten Fällen vor.



Fig. 132. Fenster im Querschiff des Domes zu Speier.

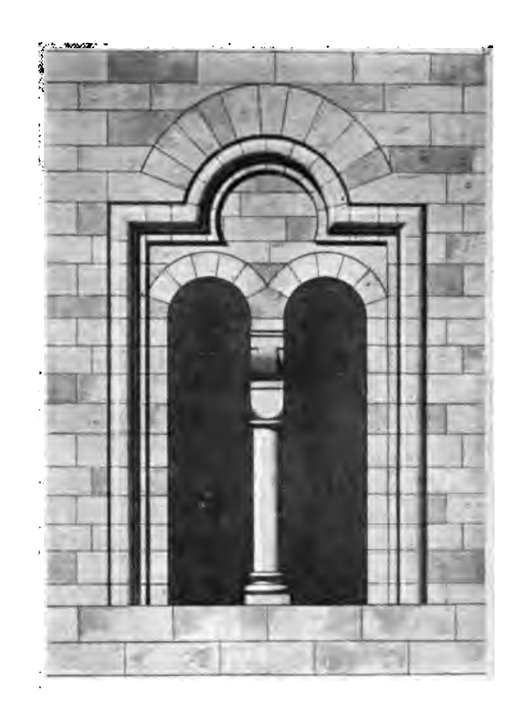


Fig. 133. Fenster der Kirche zu Nieder-Ingelheim.

Die **Gotik** folgt auch hier wieder dem romanischen Stile und ordnet, besonders in ihrer Frühzeit, gerne drei gekuppelte Fenster in der Weise an, daß sie das mittlere etwas überhöht bildet. Diese Fenster faßt sie dann entweder durch eine Bogenüberdeckung zu einer Gruppe zusammen oder ordnet über denselben eine horizontale, stellenweise sogar eine flache Giebelverdachung an (Fig. 134).



Fig. 134. Fenster vom Holzapfelschen Hause in Regensburg.

Der **spätromanische** Stil führt eine Reihe neuer zusammengesetzter Lichtlinien ein, unter denen der Kleeblatt- (Fig 135) und Fächerbogen (Fig. 136) die bemerkenswertesten sind. Am Schlusse greift er noch zu barocken Umbildungen, die sich meistens als eine Verbindung von Kleeblatt- und andern willkürlich geschweiften Bogen erweisen (Fig. 137 u. 138).

Das Rechteckfenster war im romanischen Stile eine große



Fig. 135. Fenster aus Cobern an der Mosel.



Fig. 136. Fenster aus Neuß bei Düsseldorf.



Fig. 137. Fenster aus St. Gereon in Köln.



Fig. 138. Fenster aus Neuß bei Düsseldorf.

Seltenheit; die **Gotik** verwendet es häufiger, jedoch hat es erst in ihrer Spätperiode ausgiebige Verwertung gefunden (Fig. 139).

Von den übrigen in der Spätgotik je nach Provinzen viel verwerteten Lichtlinien sind noch zu nennen der Korbbogen, hauptsächlich in Belgien und Holland (Fig. 140), der Tudorbogen, vorzugsweise in England (Fig. 141), der Kielbogen oder Eselsrücken (Fig. 142), der in verschiedenster Art gebrochene Kiel-

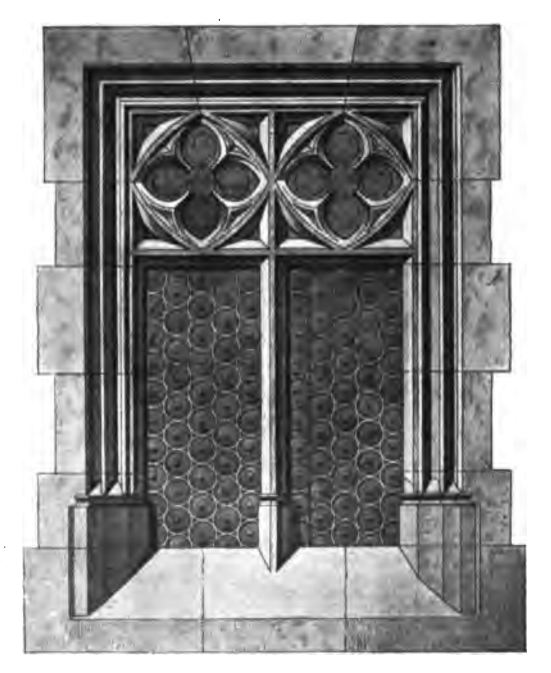


Fig. 139. Fenster vom Rathaus zu Straubing.

bogen (Fig. 143 u. 144) und der Stern- oder Vorhangbogen, welcher hauptsächlich für die sächsischen Bauten charakteristisch ist (Fig. 145 u. 146).

Die Lichtfläche selbst ließ der **romanische** Stil ungeschmückt, dagegen brachte die **Gotik** für dieselbe ein äußerst wichtiges Schmuckmittel zur Einführung, welches man mit dem Namen „Maßwerk" bezeichnet. Die Grundzüge für dasselbe ergaben sich dadurch, daß man zunächst zwei schmale Einzelfenster

aneinanderrückte und mit einem größeren Spitzbogen umschloß.

In das Bogenfeld setzte man einen Kreis (Fig. 147) oder eine aus mehreren Kreisteilen gebildete Figur (Fig. 148). Diese Kreisteile nennt man „Pässe“, die Stellen ihres Zusammenschneidens „Nasen“. Damit war der Anfang zu dem Maßwerk gemacht. Das fortschreitende Wachsen der Fensterflächen führte bald zu einem Zusammenstellen mehrerer solcher Einzelfenster innerhalb eines sie umschließenden Spitzbogens (Fig. 149 u. 150). Die Nasen der Pässe rücken nun auch auf die unteren Spitzbogen herab, wodurch die Vollendung des Maßwerkes der Blütezeit herbeigeführt war (Fig. 151). Die Frühperiode der Gotik füllte die Kreise in den Bogenfeldern mit durchbrochenen Steintafeln (s. Fig. 124).

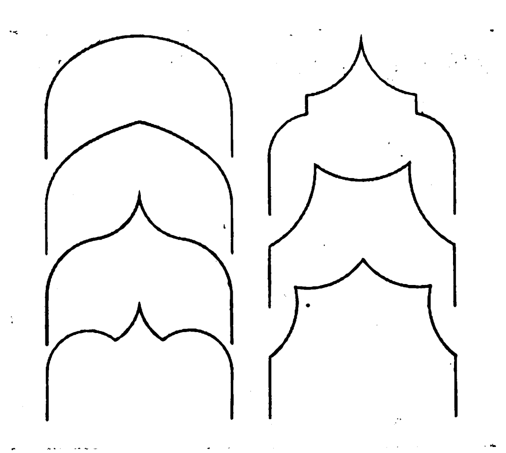


Fig. 140.
Fig. 141.
Fig. 142.
Fig. 143.

Fig. 144.
Fig. 145.
Fig. 146.

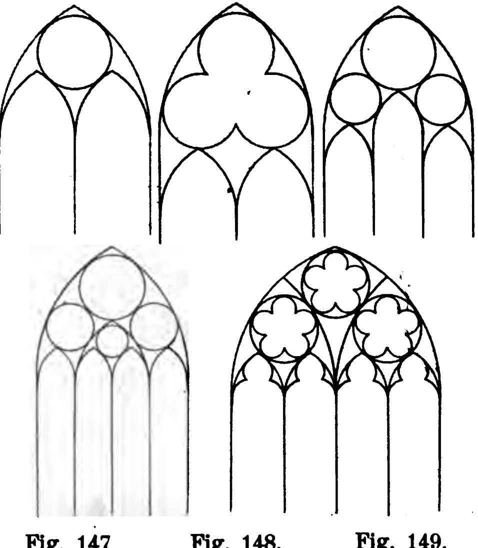


Fig. 147. Fig. 148. Fig. 149.
Fig. 150. Fig. 151.

Von der Blütezeit an wird dasselbe mittelst verspannter, profilierter Steinstäbe gebildet (s. Fig. 125).

Hand in Hand mit der Ausbildung des Maßwerkes geht die Ausbildung der „Maßwerkstäbe“. Anfänglich sind dieselben ungegliedert (Fig. 152), dann werden sie zusehends reicher profiliert und in Haupt- und Nebenstäbe unterschieden („alte und junge Pfosten“ im Mittelalter) (Fig. 153—156). In der Spätgotik tritt dann bei den Maßwerkstäben dieselbe Verarmung ein, welche schon an den Rahmengesimsen zu beobachten war (s. Fig. 127).

Während nun die Früh- und Blütezeit der Gotik ihren gesamten Maßwerkschmuck ausschließlich durch Kombination

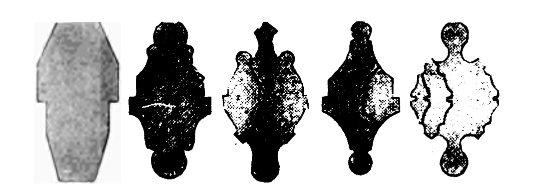


Fig. 152. Fig. 153. Fig. 154. Fig. 155. Fig. 156.

Fig. 152. Aus St. Paul in Brandenburg.
Fig. 153. Aus dem südlichen Kreuzflügel von Maulbronn.
Fig. 154. Aus dem Chor von Maulbronn.
Fig. 155 u. 156. Aus dem Dom von Mainz.

von Kreisen und Kreisteilen bildet, führt die Spätgotik insoferne Veränderungen ein, als sie auch andere, vielfach komplizierte Muster, namentlich die sogenannten „Fischblasen“, zur Anwendung bringt (Fig. 157). Diese Fischblasen nehmen in der Weiterentwicklung immer mehr eine flammenähnliche Gestalt und Richtung an, wodurch hauptsächlich in England und Frankreich diejenige Stilphase entsteht, welche man mit dem Namen Flamboyantstil bezeichnet (Fig. 158). Gegen Ende des Stiles kommen an dem Maßwerk die Nasen wieder in Wegfall (Fig. 159) und zuletzt fällt das ganze Motiv der Ernüchterung und Verarmung anheim (Fig. 160 u. 161).



Fig. 157. Fenster von der Lamberti-kirche zu Münster in Westfalen.

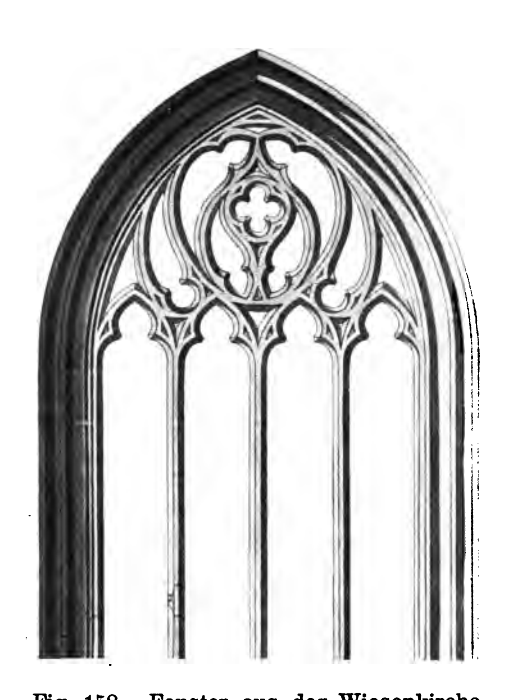


Fig. 158. Fenster aus der Wiesenkirche zu Soest.



Fig. 159. Fenster von einer am Dom angebauten Kapelle zu Krakau.

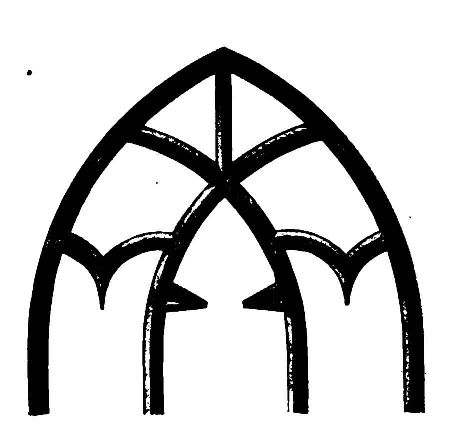


Fig. 160.
Fenster der Kirche zu Kuppringen (Württemberg).

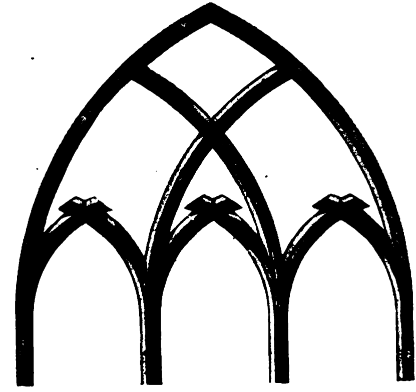


Fig. 161. Fenster der griechischen Kirche zu München.

XI. Rad- oder Rosenfenster.

Als hervorragende Schmuckstücke der mittelalterlichen Bauschöpfungen erscheinen die in den ersten Anfängen schon im Altchristlichen vorkommenden „Rad- oder Rosenfenster". Im **romanischen** Stile erhalten dieselben am häufigsten die Form von Rädern, deren Speichen durch kleine Säulchen gebildet und gegen die Außenränder mit Rundbögen verbunden werden (Fig. 162).

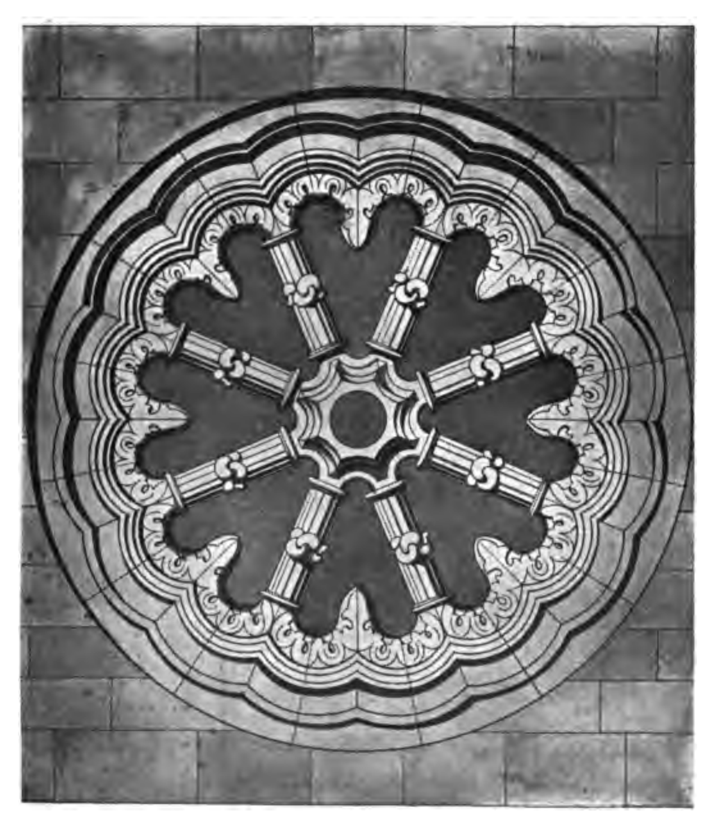


Fig. 162. Radfenster aus dem Dome zu Mainz.

Die **Gotik** füllt sie wie ihre Hochfenster zuerst mit durchbrochenen Steintafeln; dann treten an deren Stelle die verschiedenartigsten Kombinationen mit Pässen und anderen Maßwerksfiguren (Fig. 163).



Fig. 163. Rosenfenster aus St. Stephan zu Mainz

XII. Türen und Tore.

Die für die mittelalterlichen Stile charakteristischen Fensterlichtlinien, der Halbkreis einer- und der Spitzbogen anderseits, behalten auch für Türen und Tore ihre volle Bedeutung bei; ebenso bestehen deren Einfassungen aus denselben Elementen wie die der Fenster, nur wird ihr Reichtum gesteigert, im



Fig. 164. Spätromanische Türe aus der Kirche zu Münzenberg (Hessen).

Romanischen durch Vermehrung der in die abgetreppten Leibungen eingestellten Säulen, im Gotischen durch eine größere Anzahl von Kehlen, Rundstäben und Plättchen mit ornamentaler oder figürlicher Ausstattung. Die Spätperioden beider Stile brachten auch für Türen und Tore eine Reihe neuer Lichtlinien zur Einführung. Im **Romanischen** waren es größtenteils wieder Variationen mit Kleeblatt- und Zackenbogen (Fig. 164),

im **Gotischen** neben den schon bei den Fenstern genannten Umrißlinien noch der „Segmentbogen“ (Fig. 165), der „Kleeblattbogen“ (Fig. 166) und andere zusammengesetzte Linien, von denen sich eine der bevorzugtesten dadurch ergab, daß

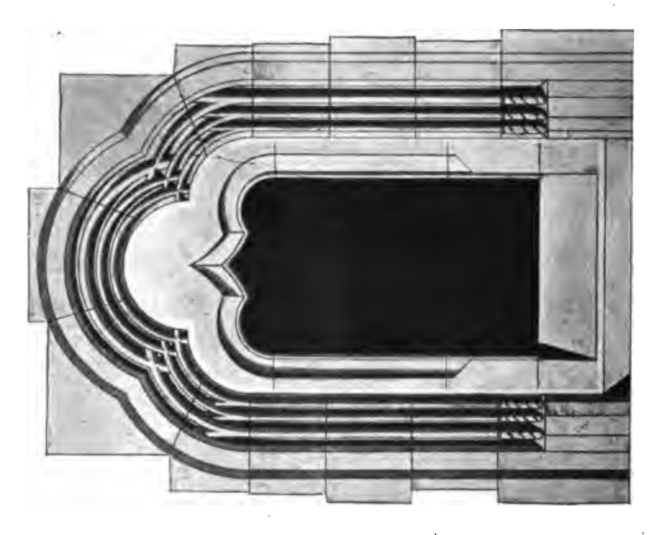


Fig. 166. Ostportal der Hauptkirche zu Pirna.

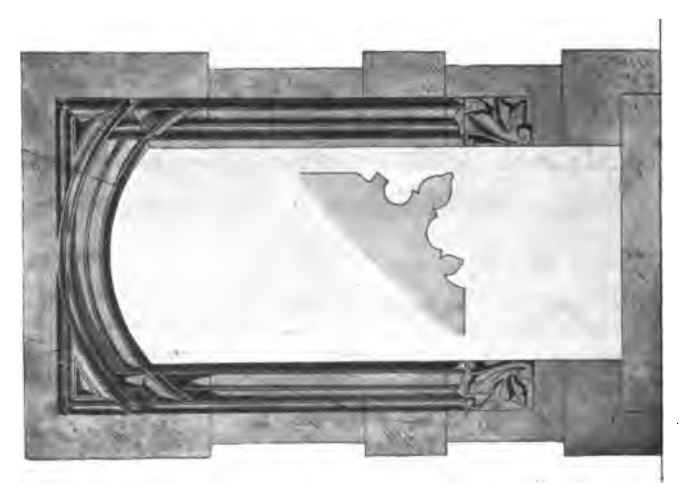


Fig. 165. Türe der Karlsburg zu Durlach bei Karlsruhe.

man an die Außenseiten kleine Viertelkreise anschloß, dann 2 kurze lotrechte Stücke folgen ließ und diese durch eine Horizontale mitsammen verband (Fig. 167).

Eine bemerkenswerte Neuerung, welche der **romanische** Stil an den Portalen zur Einführung brachte, bestand in dem

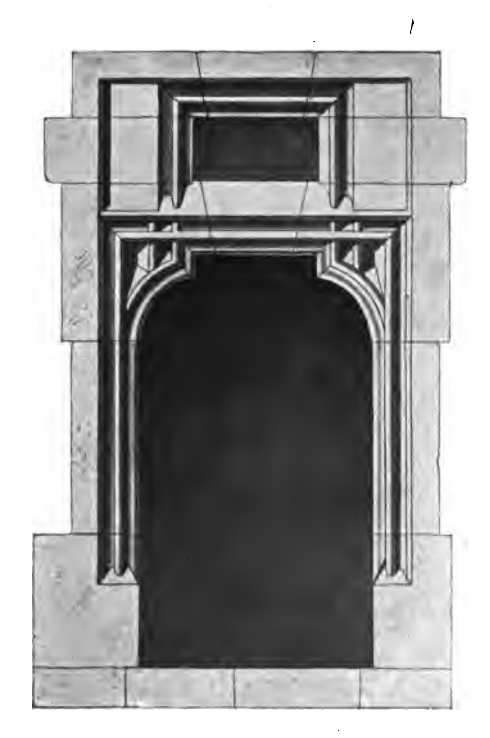


Fig. 167. Türe von einem Wohnhaus zu Freiburg.

Ineinanderstellen zweier verschiedener Lichtlinien, von denen die innere in der Regel Rechtecksform besitzt, während die äußere durch einen Rundbogen gebildet wird. Das Bogenfeld erhält als Abschluß eine mit ornamentalem oder figürlichem Relief geschmückte Steintafel (Fig. 168).

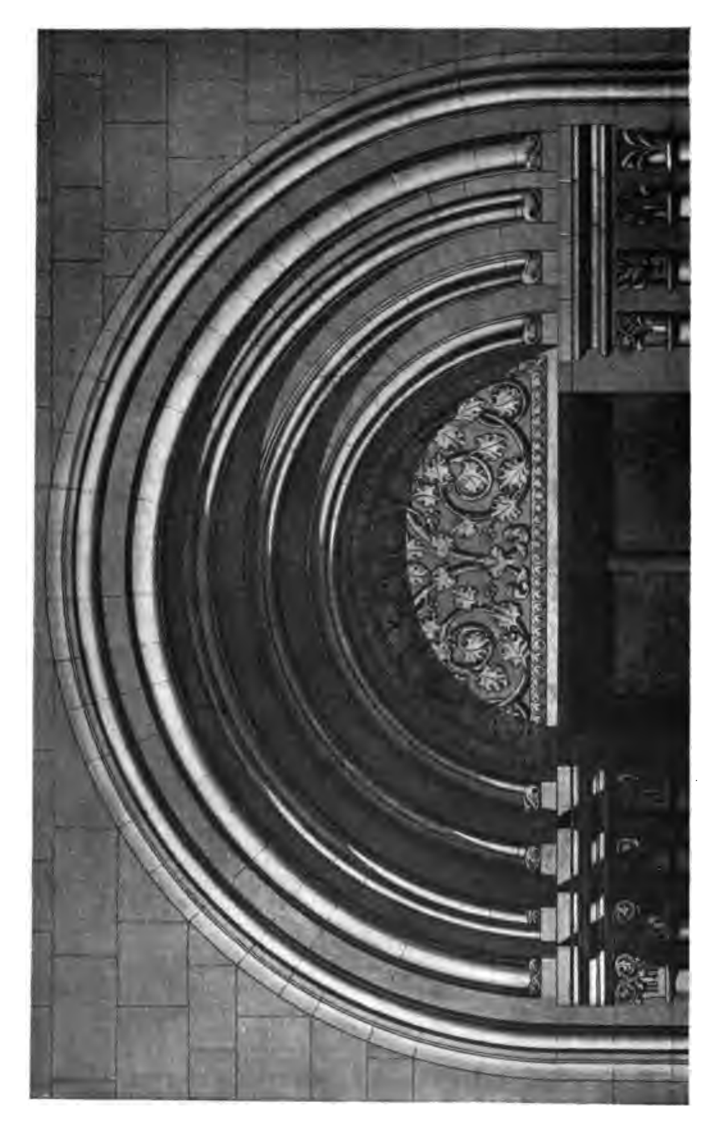


Fig. 168. Portal der Katharinenkirche zu Braunschweig.

Die **Gotik** folgt auch hier wieder dem romanischen Stile und stellt bald eine reichere Lichtlinie in eine kielbogenförmige Nische (Fig. 169),

Anmerkung: Während die Gotik an den Einfassungen der Kirchenfenster die Rundstäbe mehr und mehr verdrängte, haben sich dieselben im Profanbau an Türen und Portalen bis an das Ende des Stiles erhalten, um sich nunmehr an den Ecken oder in den Bogenscheiteln in eigentümlicher Weise zu verschneiden. (Siehe die vorstehenden Beispiele.)

Fig. 169. Portal der Kirche zu Wartberg in Oberösterreich.

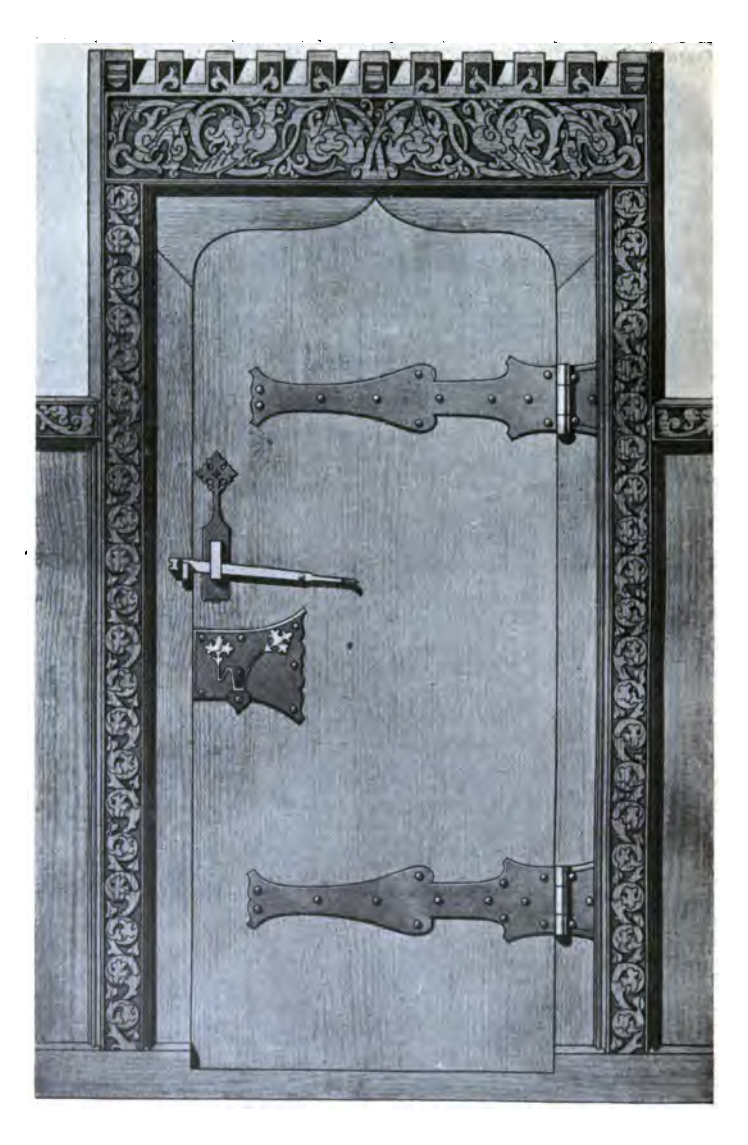


Fig. 170. Zimmertüre aus Eppan in Tirol.

bald eine kielbogenförmige Lichtlinie in eine rechteckige Umrahmung (Fig. 170), bald kombiniert sie sogar 3 verschiedene Einfassungen usw. (Fig. 171).



Fig. 171. Seitenportal der Kirche St. Paul in Eßlingen.

XIII. Säulenkapitäle.

Die Kapitäle des **romanischen** Stiles weisen einen außerordentlichen Reichtum auf. Nach den hauptsächlichsten Bildungen lassen sie sich in nachstehende Gruppen einteilen:

1. Kapitäle, welche den Grundgedanken des Römisch-korinthischen, das heißt die mit Blattkränzen umgebene Glockenform, in der verschiedenartigsten Weise verwerten. Die Anlehnung an das Römische tritt bald deutlich (Fig. 172), bald kaum mehr erkennbar hervor (Fig. 173).



Fig. 172. Aus der Schloßkirche zu Quedlinburg.



Fig. 173. Aus der Krypta der Klosterkirche zu Moritzburg (Sachsen).

2. Kapitäle, welche man mit dem Namen „Würfelkapitäle“ bezeichnet. Sie sind germanischen Ursprungs, und erscheinen ebenso oft ohne (Fig. 174) als mit Dekoration der verschiedensten Art (Fig. 175).

3. Die dritte Gruppe bilden alle jene Kapitäle, welche eine Verbindung der Kelchform mit einem würfelförmigen Oberteil aufweisen.

Das Verhältnis dieser beiden Teile ist ebenso mannigfaltig wie die Dekoration, die sich bald mehr dem Römischen anschließt (Fig. 176), bald germanisches Flecht- oder Riemenwerk zeigt (Fig. 177).



Fig. 174. Aus der Kirche zu Alpirsbach.



Fig. 175. Aus der Kirche zu Faurndau.



Fig. 176. Aus der Kirche zu Faurndau.



Fig. 177. Vom Kreuzgang zu Mihlstadt in Kärnten.

4. Zur vierten Gruppe sind alle jene Kapitäle zu rechnen, welche beliebige, meist durch Flächenzusammenstellungen ge-

bildete Übergänge vom Kreis ins Quadrat aufweisen. Manche dieser Kapitäle erinnern direkt an ihre früheren Vorbilder im germanischen Holzbaustil. Auch sie erscheinen teils ohne, teils mit, oft recht eigenartiger, Dekoration (Fig. 178—181).



Fig. 178. Fig. 179. Fig. 180. Fig. 181.

Fig. 178. Aus Quedlinburg.
Fig. 179. Aus der Georgskirche zu Prag.
Fig. 180. Aus Leiden in Ungarn.
Fig. 181. Aus St. Paul in Kärnten.



Fig. 182. Aus Limburg a. d. Lahn.



Fig. 183. Aus St. Kreszenz zu Aschaffenburg.

5. Der spätromanische Stil greift wieder zur blätterbesetzten Kelchform zurück. Ein Teil oder der gesamte Blattschmuck rollt sich unter den Ecken der Deckplatte zu weit vorspringenden größeren oder kleineren Blätterbüscheln ein (Fig. 182 u. 183).

Die Deckplatten der Kapitäle sind kräftig und oftmals sehr weit ausladend; vielfach erhalten sie auch eine reiche Profilierung mit Rundstäben und Kehlen. (Siehe vorige Beispiele.)

Dieses Kelchkapitäl übernimmt vom romanischen Stile wieder **die Gotik,** um es nach Aufgeben sämtlicher anderen Bildungen ausschließlich zu verwerten.



Fig. 184. Frühgotisches Kapitäl nach Raquenet.

Fig. 185. Frühgotisches Kapitäl aus Straßburg.

Wie im romanischen Stile, so entwächst auch in der frühesten gotischen Zeit der ganze Blattschmuck des Kelches dem Kapitälboden; nur die eingerollten Blätterbüschel verwandeln sich sofort in schwellende knospenähnliche Gebilde (Fig. 184).

Rasch lockert sich indessen diese alte Anordnung, und das immer noch streng stilisierte Blattwerk oder wenigstens einzelne Partien desselben werden nur mehr lose der Grundform des Kapitäls angeheftet (Fig. 185).

Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts streift die Gotik den bisherigen Kapitälschmuck ab, um die Motive für denselben nunmehr der nordisch einheimischen Pflanzenwelt zu entnehmen (Fig. 186).

In der Spätgotik erhält dieses Pflanzenwerk dann eine eigenartige, knollige, in Kontur und Modellierung übertriebene Form, welche sich von dem schönen und gesunden Naturalismus der Blütezeit immer weiter entfernt (Fig. 187).



Fig. 186. Aus Wimpfen im Tal. Fig. 187. Vom Turme der Frauenkirche zu Eßlingen.

Im Verlaufe der Weiterentwicklung warf man dann den ganzen Blätterschmuck des Kapitäls ab und begnügte sich mit der einfachen unverzierten Kelchform, an welcher sich der Übergang von der Rundung des Säulenschaftes in das Polygone der Deckplatte in der mannigfaltigsten Art und Weise vollzog (Fig. 188 u. 189).

Dann schaltete man auch noch die Glockenform aus und drängte den Halsring mit der immer einfacher werdenden Deckplatte möglichst eng zusammen (Fig. 190).

Aber auch damit hatte die Entwicklung keineswegs ihr



Fig. 188. Spätgotisches Kapitäl nach Ungewitter.

Fig. 189. Spätgotisches Kapitäl nach Ungewitter.



Fig. 190. Aus der Franziskanerkirche zu Salzburg.

Ende erreicht. Im Fortschreiten derselben verzichtete man auch noch auf das Halsglied und suchte unter der nunmehr unprofilierten Deckplatte die einfachsten Übergänge vom Kreis ins Quadrat zu gewinnen (Fig. 191 u. 192).

Schließlich gab man auch noch diesen letzten Rest der alten Kapitälbildung preis und ließ die Rippen ohne jede Be-



Fig. 191. Aus Schloß Neuenstein.



Fig. 192. Aus Schloß Neuenstein.

tonung der Konfliktstelle an dem Säulenstamme anschneiden (Fig. 193). Damit hatte man dann auch die letzte und leiseste Erinnerung an das Römische abgestreift. Zur Gewinnung



Fig. 193. Aus der Georgskirche zu Wiener Neustadt.



Fig. 194. Aus der Pfarrkirche zu Kidrich.

eines neuen Reizes blieb nur noch das eine Mittel übrig, die Rippen so anzuordnen, daß sie sich durchschneiden mußten (Fig. 194). Damit war dann das äußerste Ende der ganzen Entwicklung erreicht.

XIV. Säulenfüße.

Die **romanischen** Säulenfüße verwerten vorwiegend das sogenannte „attische Profil" mit beliebig veränderten Verhältnissen (Fig. 195—198). Auch die Dekoration der einzelnen Glieder erinnert noch an das Römische, wenn auch die Motive selbst, wenigstens teilweise, dem germanischen Formenkreise entnommen sind (Fig. 198).

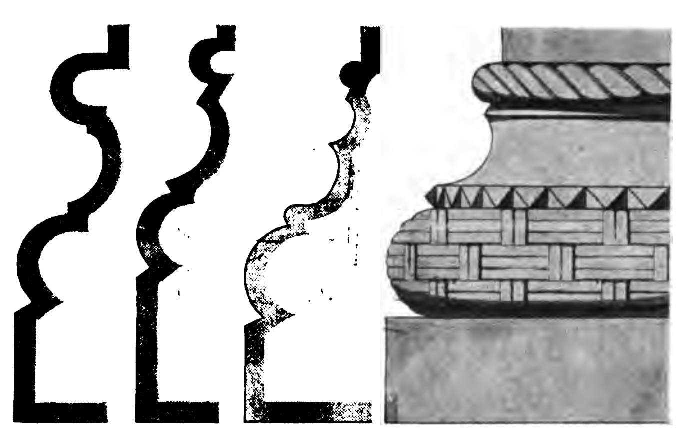


Fig. 195. Fig. 196. Fig. 197. Fig. 198.

Fig. 195. Aus St. Denis.
Fig. 196. Aus dem Dom zu Speier.
Fig. 197. Von der Säule Jachin zu Würzburg.
Fig. 198. Aus St. Jakob zu Regensburg.

Charakteristisch ist das zur Vermittlung des unteren Wulstes mit der quadratischen Fußplatte vielfach gebrauchte „Deckblatt".

Es erscheint bald als ungegliederter Knollen (Fig. 199), bald als geometrisches, der Holzschnitzerei entnommenes Ornament (Fig. 200), am häufigsten aber als einfache oder reicher gebildete Blattform (Fig. 201). Auch Masken und Fratzen finden sich an Stelle des Eckblattes; doch ist deren Vorkommen ziemlich selten.

Ebenso selten sind auch stereometrische Übergänge als Säulenfüße; wenn sie aber vorkommen, so erinnern sie in den meisten Fällen an umgestürzte Würfelkapitäle oder ähnliche Flächenzusammenstellungen (Fig. 202).

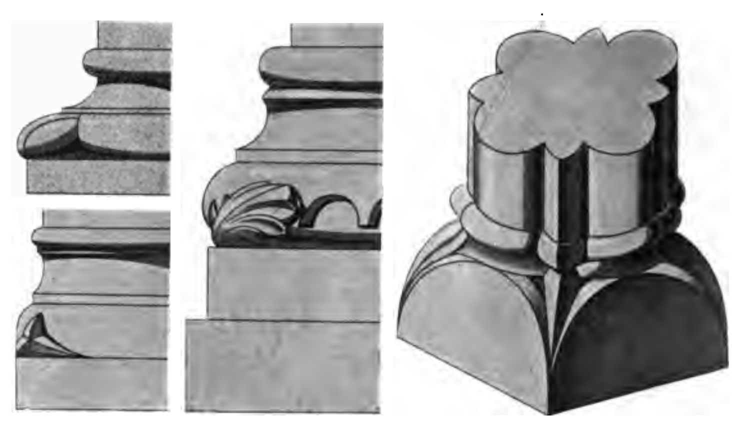


Fig. 199. Fig. 201. Fig. 202.
Fig. 200.

Fig. 199. Von der Stiftskirche zu Seckau in Steiermark.
Fig. 200. Von der Kirche zu Mihlstadt in Kärnten.
Fig. 201. Vom Dom zu Mainz.
Fig. 202. Von der Zwergbogengalerie des Domes zu Speier.

Die **gotischen** Säulenfüße zeigen ebenfalls noch geraume Zeit lebhafte Anklänge an das „attische Profil", wenn auch die frühere Halbrundform der Wulste bereits aufgegeben war und die Kehlen schon sehr tief eingeschnitten sind (Fig. 203 u. 204). Dann warf man entweder die Kehle heraus und drängte die übrigbleibenden Glieder zusammen (Fig. 205), oder man gab unter Beibehaltung der Kehle den oberen (Fig. 206), später auch noch den unteren Wulst auf, bis mit der fortschreitenden Verarmung nur noch wenig Glieder übrigblieben, die kaum mehr an das alte reiche Profil erinnern (Fig. 207).

Aber auch diese wenigen Elemente des antiken Säulenfußes ließ man noch fallen, um schließlich die letzte Basis als eine beliebige Zusammenstellung ebener Flächen zu bilden (Fig. 208).

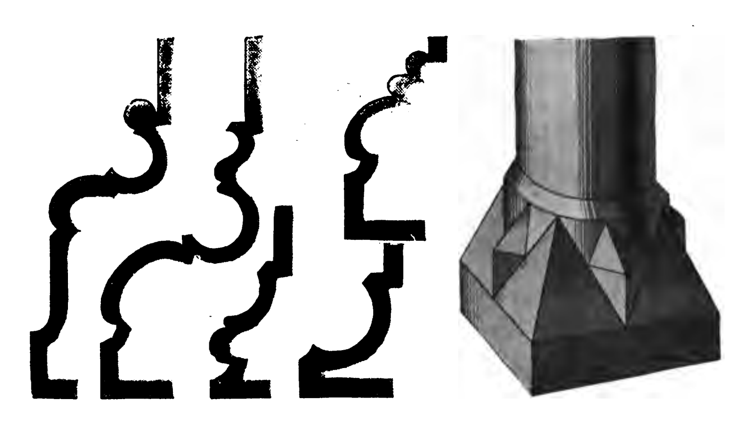


Fig. 203. Fig. 204. Fig. 206. Fig. 205. Fig. 208.
Fig. 207.

Fig. 203. Aus der Nikolaikapelle zu Dipoldswalde.
Fig. 204. Aus St. Ulrich zu Regensburg.
Fig. 205. Aus Notre Dame de Semur en Auxois.
Fig. 206. Vom Chorumgang zu Chartres.
Fig. 207. Nach Ungewitter.
Fig. 208. Vom hl. Grab auf dem Gottesacker zu Weilburg.

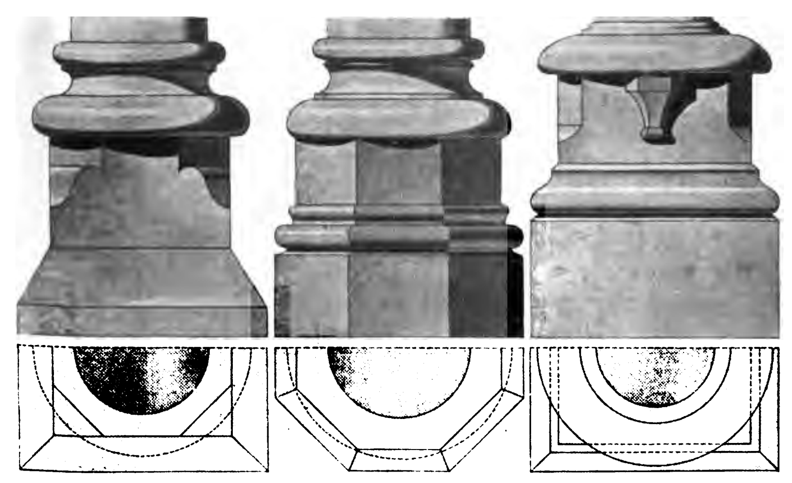


Fig. 209. Vom Chorumgang zu Chartres. Fig. 210. Aus Notre Dame de Semur en Auxois. Fig. 211. Nach Ungewitter.

Die quadratischen Fußplatten (Plinthen) der Säulenfüße, welche anfänglich normales Maß behielten, wachsen allmählich in die Höhe und gehen in ihrem Oberteil in das Achteck über (Fig. 209), oder werden überhaupt achteckig gebildet (Fig. 210). Der untere Wulst tritt häufig über die Seiten-



Fig. 212. Vom südlichen Kreuzflügel der Zisterzienserabtei Maulbronn.

flächen des Sockels vor und erhält dann zur Unterstützung gerne kleine Konsolen (Fig. 211).

Zuweilen steht die Basis nicht auf einer Sockelplatte, sondern auf einem förmlichen Postamente mit vielfachen stereometrischen Übergängen, wodurch ein überaus günstiger Kontrast dieser vielgliedrigen Form mit dem darüber befindlichen einfachen Säulenstamm gebildet wird (Fig. 212).

XV. Pfeiler.

In der Frühperiode des **romanischen** Stiles erhält der Pfeiler rechteckigen Querschnitt (Fig. 213). Dann schrägte man die Ecken ab (Fig. 214) oder ersetzte dieselben durch Hohl-

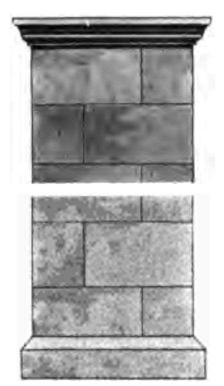


Fig. 213. Aus St. Maria im Kapitol (Köln).

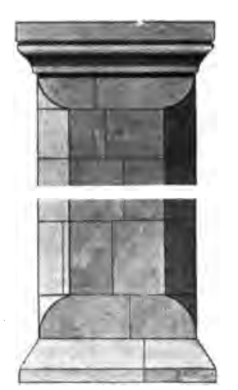


Fig. 214. Aus Hadmersleben.

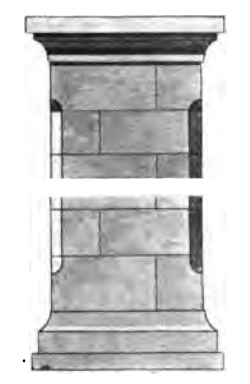


Fig. 215. Aus Gernrode.

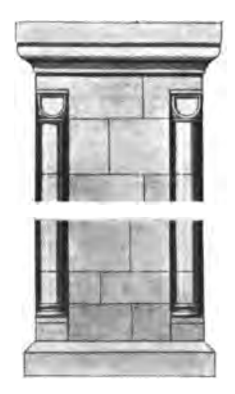


Fig. 216. Aus Hadmersleben.

kehlen (Fig. 215). Sehr beliebt war das Ausfälzen der Ecken, um schwache Säulchen in diesen Fälzen aufstellen zu können (Fig. 216). Die oberen Pfeilerabschlüsse werden kämpferartig gebildet, während die unteren einfache Profile erhalten. (Siehe vorstehende Beispiele.)

Diese frühesten Pfeilerbildungen konnten indessen nur solange Verwendung finden, als man sich mit einfachen Holzdecken oder rippenlosen Kreuzgewölben als oberen Raumabschlüssen begnügte. Sobald man anfing, zur Verstärkung des Ge-

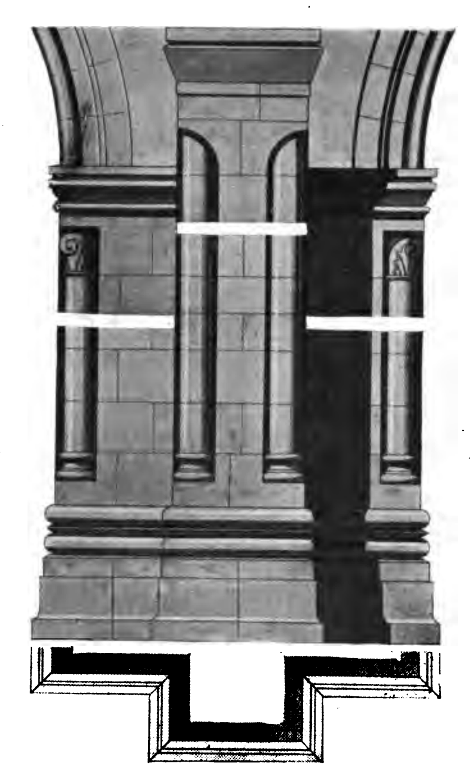


Fig. 217. Pfeiler aus dem Dom zu Goslar.

wölbes oder zur Trennung der einzelnen Gewölbefelder Gurtbögen anzuordnen, mußte der Pfeiler zur Aufnahme derselben eine vor die Mauerflucht der Obermauern tretende Vorlage erhalten. Dadurch entstand der für den Stil charakteristische „Kreuzpfeiler".

Diese Pfeilervorlagen konnten entweder rechteckigen Querschnitt erhalten (Fig. 217) oder waren als Halbsäulen gebildet (Fig. 218).

Als der Stil in seiner Spätzeit auch noch die „Diagonalrippen“ einführte, ergab sich der Querschnitt des spät-

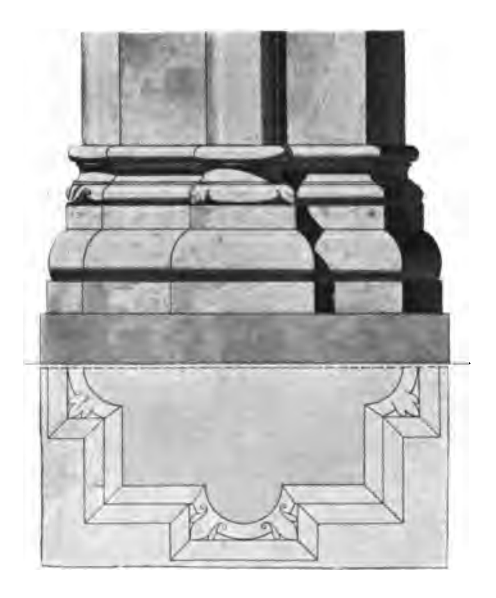


Fig. 218. Aus der Klosterkirche zu Denkendorf (Württemberg).

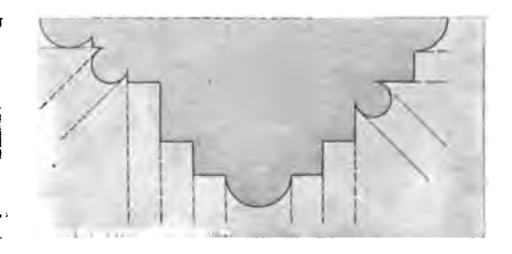


Fig. 219. Schema des entwickelten romanischen Pfeilers.

romanischen Pfeilers von selbst. Für die Gurtbögen verwendete man rechteckige oder halbrunde Vorlagen, für die Diagonalrippen $^{3}/_{4}$-kreisförmige (Fig. 219).

In dieser Form übernimmt den Pfeiler die **Gotik.** Der Kern desselben bleibt rechteckig oder nimmt die Rundform an. Die Anzahl der vorgelegten Rundstäbe oder „Dienste" entspricht der Anzahl der Gewölbegurten und -Rippen. Die Gurten erhalten stärkere oder „alte", die Rippen schwächere oder „junge" Dienste (Fig. 220).

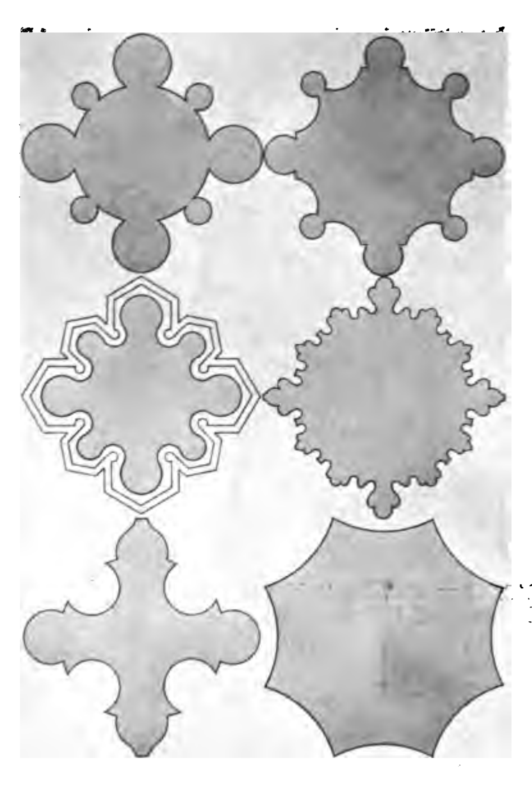


Fig. 220. Fig. 221.
Fig. 222. Fig. 223.
Fig. 224. Fig. 225.

Fig. 220. Aus dem Dome zu Köln.
Fig. 221. Ebendaselbst.
Fig. 222. Aus dem Münster zu Freiburg.
Fig. 223. Aus dem Stephansdom zu Wien.
Fig. 224. Aus der Mariahilfkirche zu Kuttenberg. Ende des 15. Jahrhunderts.
Fig. 225. Aus der Pfarrkirche zu Schneeberg (Sachsen). Anfang des 16. Jahrhunderts.

Mit der Weiterentwicklung werden dann die zwischen den Diensten befindlichen Pfeilerstücke in Hohlkehlen umgebildet (Fig. 221), die fort und fort tiefer eingeschnitten werden (Fig. 222).

Die Anzahl der Dienste wächst mit der fortschreitenden Teilung der Gewölbefelder; gleichzeitig erhalten sie statt des rundbogigen Profiles ein spitzbogiges oder birnstabförmiges (Fig. 223).

In der späteren Gotik wird der Querschnitt des Pfeilers oft in weitgehender Weise vermindert, wodurch überschlanke Stützen entstehen (Fig. 224) und am Schlusse kam man wieder zum ein-

fach runden oder achteckigen Pfeiler zurück, dessen Seiten öfters konkav eingezogen waren (Fig. 225).

Aber nicht immer und überall vollzog sich der obenerwähnte Rückgang. Man suchte ihn vielmehr in manchen



Fig. 226. Aus Schloß Tratzberg in Tirol.

Fig. 227. Aus dem Dom zu Braunschweig.

Fällen dadurch aufzuhalten, daß man zu barocken Umbildungen seine Zuflucht nahm und einen Teil (Fig. 226) oder sämtliche den Pfeilerschaft umgebenden „Dienste" schraubenförmig um denselben wand (Fig. 227).

Die Kapitälbildung des Pfeilers wird häufig so gestaltet, daß sie für jede Einzelstütze selbständig erscheint, was durch Höher- und Tieferlegen des Halsringes zu erreichen war (Fig. 228). Die Weiterentwicklung des Pfeilerkapitäles zeigt alle schon beim einfachen Säulenkapitäl genannten Entwicklungsstadien.



Fig. 228. Aus der Kathedrale zu Amiens.

Ähnlich dankbar wie die Kapitälbildung des Pfeilers war auch die Bildung der Basis, indem auch hier jede Einzelstütze mit einer selbständigen Fußbildung versehen und der ganze vielgliedrige Querschnitt zuletzt in ein einziges gemeinsames Sockelstück zusammengefaßt wird. Es entsteht dadurch ein ähnlich glücklicher Kontrast, wie er schon bei der einfachen Säule und ihrem reichgegliederten Postamente zu beobachten

war (Fig. 229). Die spätere Zeit der Gotik gibt auch diese ansprechende Fußbildung auf und läßt die Pfeilergliederungen ohne weitere Betonung auf der Fußplatte oder Plinthe verlaufen (Fig. 230).



Fig. 229. Pfeilerbasis aus St. Emmeran zu Regensburg.

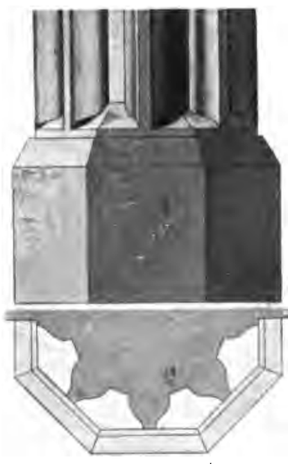


Fig. 230. Vom Portal der Martinskirche in Landshut.

XVI. Schaftbildungen.

Die **romanischen** Säulenschäfte weisen eine ähnlich mannigfaltige Behandlung auf, wie die Kapitäle. Es lassen sich der Hauptsache nach die folgenden vier Dekorationsarten unterscheiden:



Fig. 231. Aus der Klosterkirche zu Isenburg.

Fig. 232. Aus St. Godehard zu Hildesheim.

1. Der ganze Säulenstamm wird mit einem regelmäßig wiederholten geometrischen Muster umkleidet (Fig. 231).

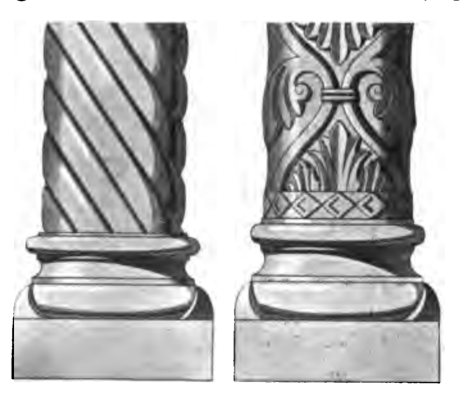


Fig. 233. Nach Hittenkofer.

Fig. 234. Aus Königslutter in Braunschweig.

2. Es wird Netz- oder Flechtwerk zur Dekoration verwendet (Fig. 232).

3. Der Säulenstamm wird als Bündel schraubenförmig gewundener Stäbe behandelt (Fig. 233), und

4. endlich wird er mit gewundenen Bändern und Rankenverschlingungen, in welche sich öfters auch fratzenhafte Tierfiguren mischen, dekoriert (Fig. 234).

Kanneluren nach römischem Vorbilde sind selten und

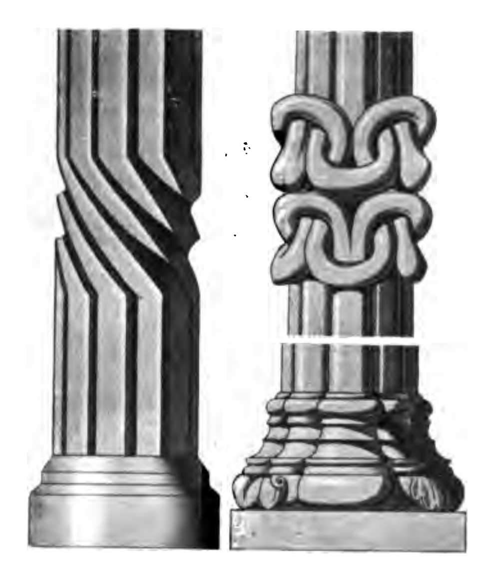


Fig. 235. Aus dem Dom zu Canterbury.

Fig. 236. Säule Booz im Kiliansdom zu Würzburg.

finden sich vereinzelt nur im französisch- und englisch-romanischen Stil. Wenn sie vorkommen, laufen die Kanäle nicht mehr von oben bis unten lotrecht, sondern werden in gewissen Abständen gebrochen (Fig. 235).

Eine ganz eigentümliche Bildung zeigen jene Schäfte, welche aus einem Bündel von Rundstäben bestehen, die in halber oder Drittelshöhe zu verschlungenen Knoten geknüpft sind. Sie sind nur für den deutsch-romanischen Stil charakteristisch (Fig. 236).

Neben diesen reichen Schaftbehandlungen findet aber auch der glatte Säulenstamm vielfache und ausgiebige Verwertung. Die früheren Verhältnisse desselben sind jetzt allerdings aufgegeben und die Höhe wird im Vergleich zum Durchmesser nunmehr vollkommen beliebig angenommen. Die Ver-



Fig. 237. Turmfenster der Kirche zu Nufringen (Württemberg).

jüngung des freistehenden Säulenstammes, welche im Römischen niemals fehlte, findet sich im romanischen Stile nur noch in der Frühperiode. Länger hat sie sich erhalten an den kleinen Säulchen der Zwergbogengalerien und der gekuppelten Rundbogenfenster. Während aber bei den römischen Säulen diese Verjüngung immer nach einer leichtgeschwungenen Kurve er-

folgte, verjüngen sich die romanischen Schäfte ausnahmslos in gerader Linie (Fig. 237).

Als öfters vorkommender Schmuck des romanischen Säulenschaftes ist noch ein kräftiges Ringgesims zu nennen, welches denselben in Mitte der Höhe umgibt (Fig. 238 u. 239) und sich auch während der **gotischen** Stilperiode erhalten hat (Fig. 240).

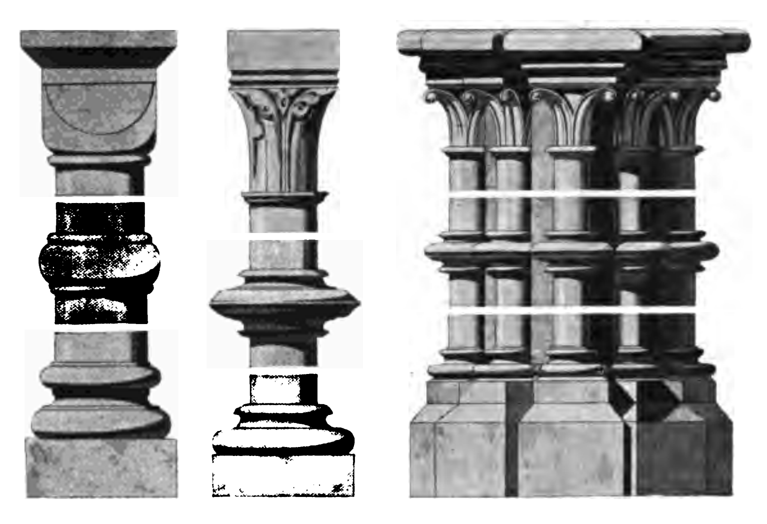


Fig. 238. Fig. 239. Fig. 240.

Fig. 238. Aus der Kirche zu Oberstenfeld (Württemberg).
Fig. 239. Vom Turmfenster der Kirche zu Oberstenfeld.
Fig. 240. Aus der Kirche zu Alpirsbach (Württemberg).

Alle andern Schmuckmittel aber verläßt die Gotik, um durch die ganze Stilperiode hindurch ihre Säulenstämme ausnahmslos glatt zu bilden.

Für die Stützen in Holz hat namentlich die Spätgotik eine große Reihe ansprechender Formen geschaffen. Ihre Kopf- und Fußbildungen werden größtenteils durch stereometrische, oft sehr gesuchte und ausgeklügelte Übergänge gebildet (Fig. 241).

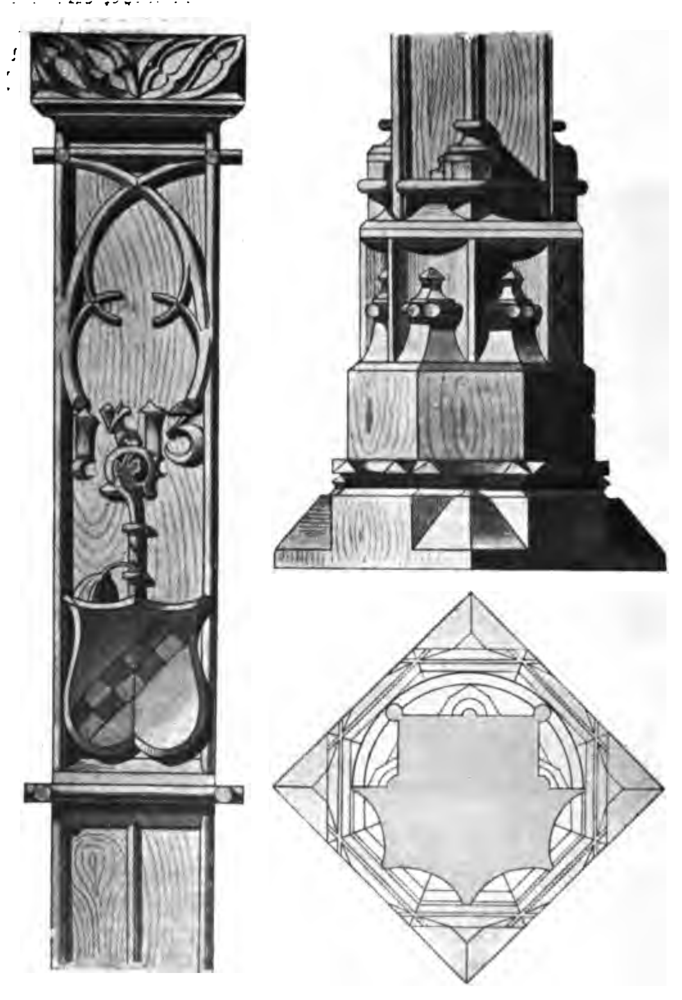


Fig. 241. Aus dem Kloster Bebenhausen.

XVII. Strebepfeiler.

Als eigenartige Pfeilerform ist der „Strebepfeiler“ zu bezeichnen. Er ist eine Stütze, welche nicht nur zur Sicherung der Mauern dient, sondern auch noch den Zweck hat, dem Seitenschub des Kreuzgewölbes entgegenzuwirken. Bis zur Spätzeit des **romanischen** Stiles war er entbehrlich, weil die Mauermassen und Pfeilervorlagen stark genug waren, um diesen Seitendruck auszuhalten. Erst gegen Ende des Stiles, als alles leichter gestaltet und die Fenster größer wurden, kam er allgemein in Aufnahme. Der Strebepfeiler besteht aus einem viereckigen, weit über die Wandfläche vortretenden, in 2—3 Absätzen gebildeten Mauerkörper, dessen Querschnitt sich nach oben verringert. Die einzelnen Absätze sind pultdachförmig, das obere Ende meist mit einem Giebeldach abgedeckt. In dieser Form übernimmt ihn dann die **Frühgotik** (Fig. 242).



Fig. 242. Vom Kreuzgang zu Maulbronn.

Zur Gewinnung einer reicheren Erscheinung wurde



Fig. 243. Von der alten Kapelle zu Regensburg.



Fig. 244. Strebepfeiler-endigung aus Gnadenthal.



Fig. 245. Vom Stephans-dom in Wien.



Fig. 246. Von der Benediktus-kirche zu Quedlinburg.

der Giebel bald auch zur Abdeckung der Pfeilerabsätze verwertet (Fig. 243), oder man suchte den Strebepfeiler dadurch reicher zu gestalten, daß man das obere Ende desselben mit einer figürlichen Darstellung schmückte (Fig. 244) oder die Traufrinne mit demselben in Verbindung brachte (Fig. 245) u. a. m. Zuletzt brach man in die Mauermasse des Pfeilers eine Nische, welche zur Aufnahme einer Figur dienen sollte (Fig. 246).

Ums Jahr 1220 erfand man dann für den Strebepfeiler einen eigenen Aufsatz, die sog. „Fiale", welche für die Folge als ausreichendes Schmuckmittel desselben gelten konnte. Die Fiale sollte eine natürliche Belastung des Strebepfeilers bilden und war deshalb in der frühesten Zeit als voller, viereckiger Mauerkörper gebildet (im Mittelalter „Leib" genannt), auf dessen Horizontalgesims die Pyramide oder der Helm (im Mittelalter „Riese") ohne Vermittlung von Giebeln aufsaß (Fig. 247). Dann schmückte man den Mauerkörper mit Blendbogen und ordnete über den Seiten Giebel an, welche horizontal in den quadratischen Helm einschnitten (Fig. 248), oder man stellte die Fiale über Eck, um einen größeren Reichtum der Erscheinung zu erzielen (Fig. 249).

Eine weitere Bereicherung ergab sich dadurch, daß man die Ecken des Fialenschaftes mit kleinen Säulchen schmückte und statt der einfachen Blendbögen gekuppelte und Pässe anordnete (Fig. 250).

Dann übertrug man die schon ziemlich reiche Form auf sechs- und achtseitige Fialenschäfte und bildete dementsprechend auch die Pyramide sechs- oder achtseitig (Fig. 251).

In anderen Fällen setzte man 2 Fialenschäfte aufeinander und durchbrach die Mauermasse des oberen, um Platz zur Aufstellung einer Figur zu gewinnen (Fig. 252), oder man führte den mit Blendbögen geschmückten viereckigen Schaft ins Achteck über (Fig. 253), bis man endlich dazu gelangte, die ganze Fiale als reichen, von Säulchen getragenen und mit figürlichem Inhalte versehenen Baldachin auszubilden (Fig. 254).

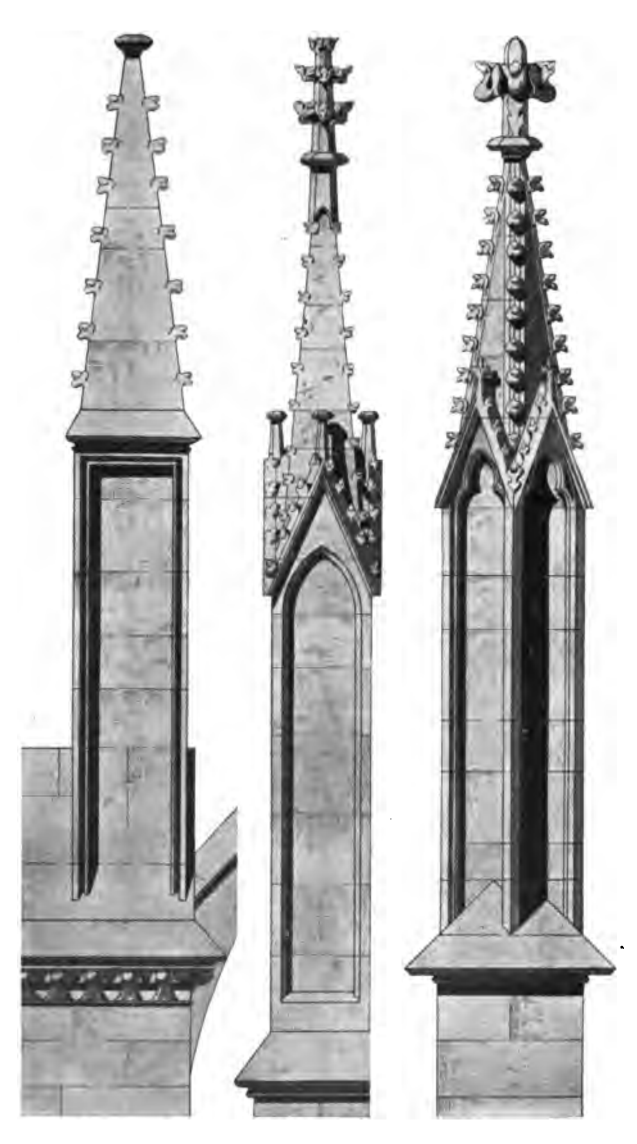


Fig. 247. Vom Freiburger Münster.

Fig. 248. Von St. Blasien zu Mühlhausen.

Fig. 249. Von der Klosterkirche zu Haina.

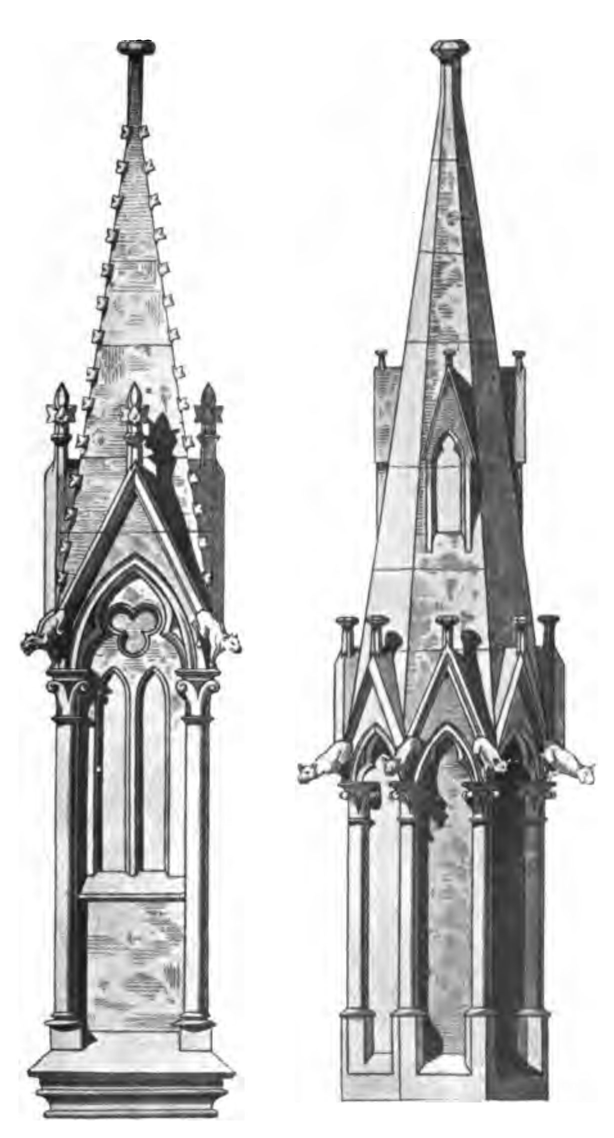


Fig. 250. Vom Straß-
burger Münster.

Fig. 251. Vom Straß-
burger Münster.



Fig. 252. Von der Kathedrale zu Rheims.



Fig. 253. Vom Dom zu Meißen.



Fig. 254. Vom Straßburger Münster.

XVIII. Kragsteine oder Konsolen.

Die Konsolen des **romanischen** Stiles weisen nur in ganz vereinzelten Fällen noch Anklänge an die alte römische Volutenkonsole auf (Fig. 255).

Im übrigen lassen sie sich in nachstehende Gruppen einteilen:

1. Konsolen mit rechteckigem Querschnitt, lotrechten Seitenflächen und kräftigem Deckgesims (Fig. 256).

2. Konsolen mit demselben Querschnitt, aber nach unten verjüngt und aus einer beliebigen Aufeinanderfolge von Gesimselementen aufgebaut. Sie kommen ebenso oft ohne (Fig. 257) als mit teilweiser (Fig. 258) oder vollständiger ornamentaler Dekoration vor (Fig. 259).



Fig. 255.
Aus Schloß Münzenberg.



Fig. 256.
Aus dem Stift Heiligkreuz in Österreich.

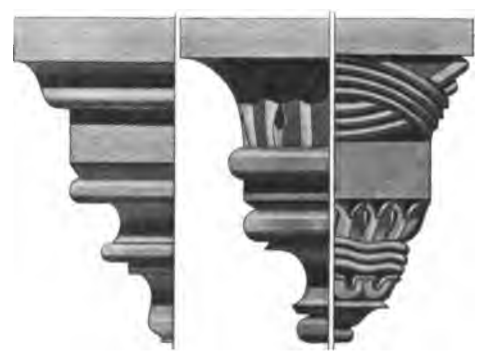


Fig. 257.
Aus Pfaffenschwabenheim.

Fig. 258. Fig. 259.
Vom Heidenturm der Burg zu Nürnberg.

3. Drehungskörper mit polygonem oder rundem Querschnitt, kräftigem Deckgesims, ornamentaler Spitze; ohne (Fig. 260) oder mit Dekoration (Fig. 261).



Fig. 260. Aus dem Kreuzgang in Tisnovic (Mähren).

Fig. 261. Aus dem Dom zu Riga.



Fig. 262. Aus der Kirche zu Hilden.

Fig. 263. Aus der Kirche zu Gelnhausen.

4. Nachbildungen von Kapitälmotiven der verschiedensten Art (Fig. 262 u. 263).

5. Kurze Wandsäulchen, welche an ihrem unteren Ende zugespitzt oder mit ornamentalen Endigungen versehen sind (Fig. 264).

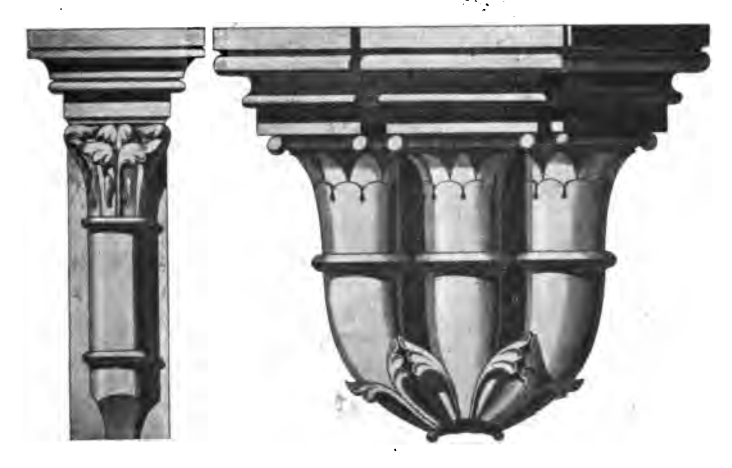


Fig. 264.
Aus dem Kloster
zu Maulbronn.

Fig. 265.
Aus dem Kloster Bebenhausen.

6. Gruppen mehrerer kleiner Säulchen, welche in ihrem Unterteil zu einer gemeinsamen, ornamentalen Spitze zusammengezogen werden (Fig. 265).

Die Konsolen des **gotischen** Stiles sind ebenfalls sehr vielgestaltig. Es lassen sich nachstehende Hauptgruppen unterscheiden:

1. Konsolen, welche die Grundform eines polygonen, sich nach oben verbreiternden Drehungskörpers besitzen und mit

kräftig profilierter Platte abgedeckt sind. Sie erscheinen bald ohne ornamentalen Schmuck, bald werden sie in einfacher (Fig. 266) oder reicherer Art mit Blattwerk besetzt (Fig. 267).



Fig. 266. Aus dem Dollingersaal in Regensburg.



Fig. 267. Von der Südseite des Domes zu Worms.

2. Konsolen, welche der Grundform des Säulenkapitäles nachgebildet sind und wie dieses leicht angehefteten Blätterschmuck erhalten (Fig. 268).

3. Konsolen, welche durch symmetrisches, von unten aufsteigendes und sich nach oben verbreiterndes Ornament gebildet und mit kräftig profilierter Platte abgedeckt werden.



Fig. 268. Aus St. Chapelle in Paris.

Häufig mischen sich in den Blätterschmuck Tierfiguren der verschiedensten Art (Fig. 269).



Fig. 269. Vom Kloster Maulbronn.

4. Zur vierten, außerordentlich großen Gruppe sind alle jene Konsolen zu rechnen, zu deren Bildung phantastische Tierfiguren und Fabelwesen aller Art verwendet werden (Fig. 270).

5. Die letzte Gruppe von Konsolen endlich verwertete die menschliche Figur als Fratze (Fig. 271), eine halbe (Fig. 272) oder kauernde ganze Figur (Fig. 273), wobei der derbe germanische Humor nicht selten die wunderlichsten Blüten treibt.



Fig. 270. Aus dem Ulmer Münster.



Fig. 271. Aus dem Kreuzgange zu Soisson.



Fig. 272. Aus Pliningen in Württemberg.



Fig. 273. Aus dem Kloster zu Maulbronn.

XIX. Grundrißbildung.

Der **romanische** Stil bildet seine Kirchengrundrisse am häufigsten als ein- oder dreischiffige Langhausbauten nach der Form des lateinischen Kreuzes. An der Ostseite schließt sich dem Vierungsquadrat (Kreuzungsquadrat der beiden Kreuzesarme) die Choranlage mit halbrund ausgebauter Nische oder Apsis an (Fig. 274). Die Türme sind stets mit dem Kirchengebäude verbunden und stehen größtenteils an den Ecken der Westseite (Fig. 274); indessen sind auch eintürmige Fassaden nicht selten.

Das Mittelschiffgewölbe wird in quadratische oder annähernd quadratische Felder oder Joche geteilt, deren jedem 2 Seitenschiffsjoche entsprechen (Fig. 274); sonach erhält jedes Seitenschiff nur halbe Mittelschiffsbreite.

Bei besonders großartigen Anlagen wird auch an der Westseite eine Choranlage angeordnet. Man bezeichnet derartige Anlagen als „doppelchörige“ (Fig. 275). Meistens erhalten dieselben außer den Türmen an der Westseite auch noch Türme am östlichen Chor (Fig. 275). Sehr beliebt war im Romanischen auch noch die Errichtung von Türmen über den Vierungsquadraten, die kurzweg als „Vierungstürme“ bezeichnet werden, wodurch die Ausstattung der großen romanischen Dome mit Türmen eine außerordentlich reiche wurde. Rundbauten mit Gewölben überdeckt sind bei mäßigen Dimensionen im romanischen Stile ziemlich häufig.

Wie im romanischen Stile so ist auch in der Gotik die dreischiffige basilikale Anlage nach der Form des lateinischen Kreuzes die am häufigsten vorkommende. Die Choranlage schließt wieder an das Kreuzschiff an, wird aber gegen früher verlängert und nicht mehr halbkreisförmig, sondern nach den

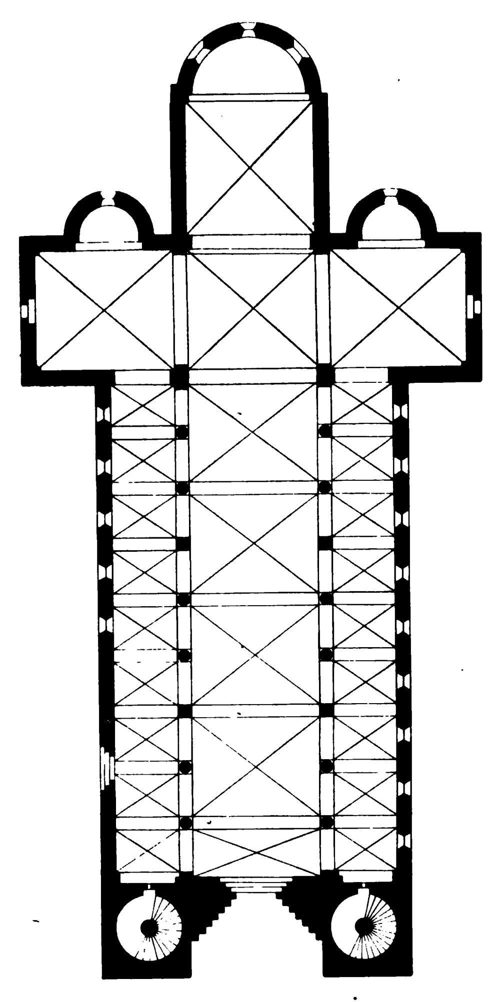


Fig. 274. Grundriß des Domes zu Goslar.

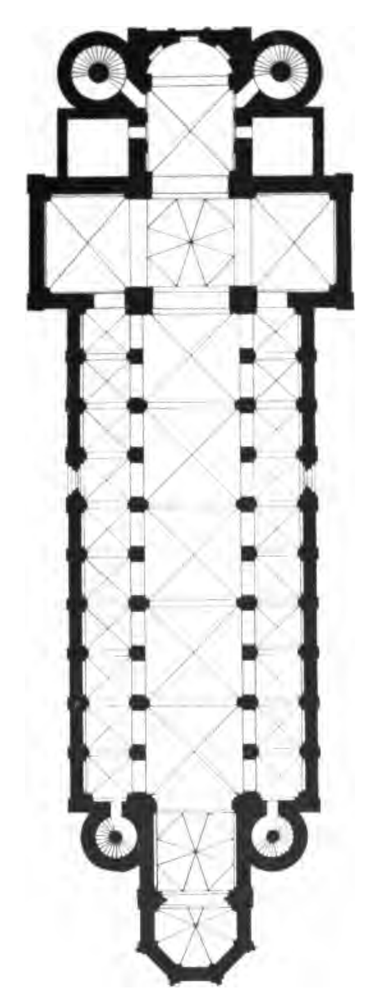


Fig. 275. Grundriß des Domes zu Worms.

Seiten eines Polygones geschlossen (Fig. 276). In spätgotischer Zeit kommt das Kreuzschiff in Wegfall und die Choranlage schließt unmittelbar an den Langhausbau an. Die Türme stehen wie im Romanischen in der Regel an den Ecken der Westseite, doch kommen auch bedeutende Monumente mit nur einem Turme vor derselben vor. Bei kleinen einschiffigen Anlagen bildet diese Anordnung die Regel. Die mächtigen Vierungstürme der romanischen Zeit ermäßigen sich in der **Gotik** zu kleinen Türmchen oder „Dachreitern".

Das Mittelschiff wird in der Früh- und Blütezeit des Stiles in schmale Rechtecke geteilt, denen in den Seitenschiffen annähernd quadratische Joche entsprechen (Fig. 276).

Nachdem schon gegen das Ende der Blütezeit die bisherigen vierteiligen Gewölbefelder häufig in sechs- oder achtteilige umgebildet worden waren, treten mit der Spätgotik noch reichere Einteilungen auf, welche man mit dem Namen „Sterngewölbe" bezeichnet. Im Grundriß zeigen sämtliche Sterngewölbe eine aus geraden Rippen gebildete sternförmige Figur, deren sämtliche Linien einen ausgesprochenen Bezug zu einem Mittelpunkte haben (Fig. 277). Die Diagonalrippen des einfachen Kreuzgewölbes sind in diesen Sternfiguren häufig nicht mehr enthalten, und bei der Anordnung solcher Sterngewölbe im Langhaus werden auch die die Gewölbefelder trennenden Gurtbögen aufgegeben.

Mit dem Beginn des 15. Jahrhunderts erhalten die Rippen eine noch freiere Anordnung und überziehen netzförmig das Gewölbe, ohne auf den Mittelpunkt des Gewölbejoches Bezug zu nehmen. Sie führen deshalb auch den Namen „Netzgewölbe" (Fig. 278).

In spätester Zeit tritt dann noch eine Entartung dieser Netzgewölbe insofern ein, als nunmehr die Rippen desselben auch im Grundrisse gekrümmte Linien erhalten und dadurch das Gleichgewicht zu verlieren scheinen (Fig. 279).

Das schon bei den spätgotischen Portalbildungen erwähnte Hinausschießen der Stäbe über die Stelle ihres Zusammenschneidens erscheint vielfach wieder bei den Rippen dieser spätgotischen Stern- und Netzgewölbe (s. Fig. 278).

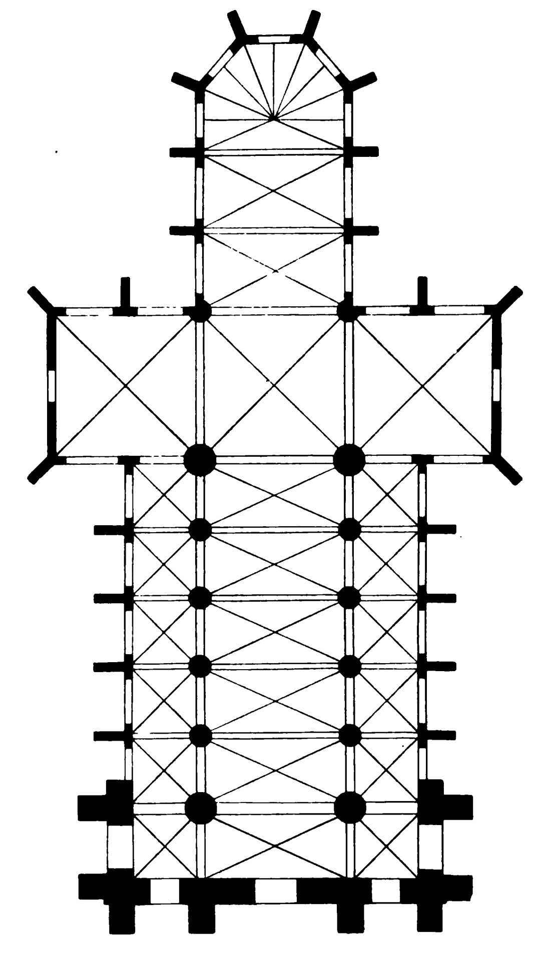


Fig. 276. Schema des gotischen Kirchenbaues.

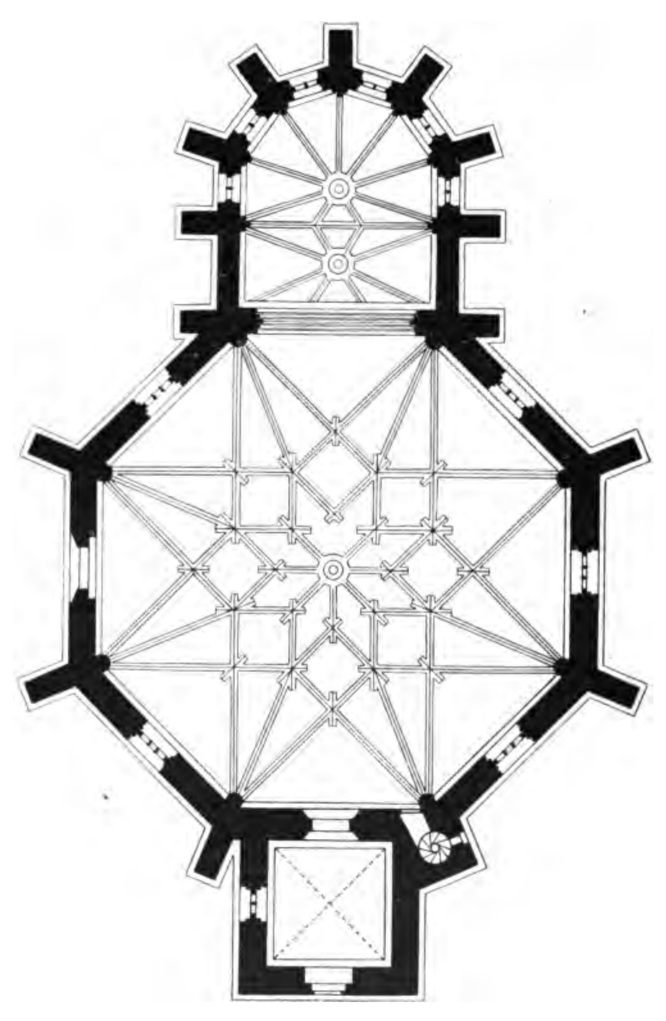


Fig. 277. Grundriß der Karlshoferkirche zu Prag.

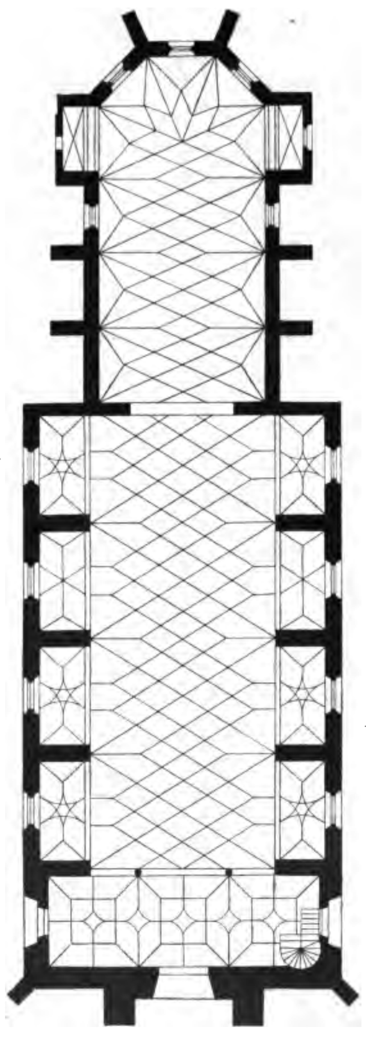


Fig. 278. Grundriß der Stadtkirche zu Schwaigern in Württemberg.

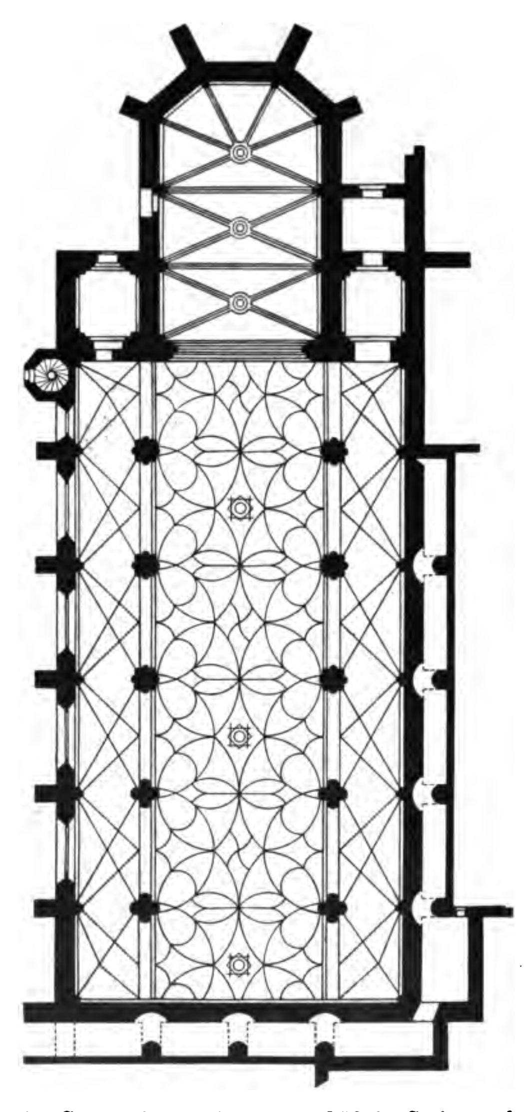


Fig. 279. Grundriß der Kirche zu Göß in Steiermark.

XX. Die Ornamentik.

Die Ornamente des **romanischen** Stiles lassen sich in nachstehende drei Gruppen einteilen:

1. Überreste aus der alten Akanthusornamentik, welche kaum mehr an ein früheres Naturvorbild erinnern. In frühester Zeit lehnen sich diese Ornamente mehr an das Römische an, später erinnern sie in bezug auf ihren Blattschnitt und die scharfgeschnittene Modellierung mehr an griechisch-byzantinische Vorbilder (Fig. 281). Wie diese, so vermeiden auch die romanischen Ornamente alle Gegensätze in der Verteilung der Massen und überziehen den starkgedeckten Reliefgrund in ziemlich gleichmäßiger Weise. Das Relief tritt wenig über den Grund vor und zeigt keine bemerkenswerten Kontraste (Fig. 280).

Das romanische Rankenornament rollt sich in vielen Windungen wechselweise auf. Die Stengel sind häufig bündelförmig gebildet, die Rankenbreite ist ziemlich gleichmäßig. Die Verwandtschaft dieser Rankenornamente mit Naturvorbildern ist sehr gering, und der vegetabilische Charakter geht durch das Besetzen der Blattrippen mit Perlen oder Diamanten noch mehr verloren (Fig. 281).

2. Geometrische Ornamente, welche fast ausschließlich zum Schmucke der Gesimsglieder, Portale uud Bogengesimse verwendet werden. Hierher gehören die verschiedenen Schachbrett- und Schuppenmuster teils mit quadratischer (Fig. 282), teils mit Rautenform (Fig. 283), die im Zickzack gebrochenen Stäbe (Fig. 284), die Sternornamente, welche lebhaft an den germanischen Schmuckstil in Holz erinnern (Fig. 285), das Rollen- oder Pfeifenstielornament in verschiedener Ausbildung (Fig. 286) und andere mehr.

Sehr selten sind die aus dem Römischen stammenden Skulpierungen der Gesimsglieder, wie Zahnschnitte, Eier-, Perl- und Herzblattstäbe, doch fehlen sie nicht gänzlich (siehe frühere Beispiele).

3. Verschlingungen von Riemen und Bändern in sehr flachem Relief auf wenig zurückgesetztem Grunde. Diese Motive treten vielfach selbständig auf (Fig. 288 u. 289), vielfach mischt sich in dieselben auch vegetabilisches Ornament (Fig. 290).

Erwähnt zu werden verdient noch die vielfache Vermischung des Ornamentes mit phantastischen oder fratzenhaften Tierfiguren, Vögeln usw. (s. Fig. 263).



Fig. 280. Romanische Füllung aus Schwarz-Rheindorf.



Fig. 281. Romanisches Rankenornament, in Würzburg gefunden.

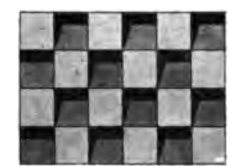


Fig. 282.
Aus Faurndau.



Fig. 283.
Aus Hirsau.



Fig. 284.
Nach Redtenbacher.



Fig. 285.
Nach Redtenbacher.

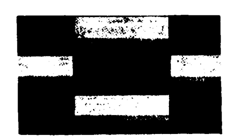


Fig. 286.
Nach Redtenbacher.



Fig. 287.
Aus Groß-Comburg.



Fig. 288. Aus dem
Kloster Lorch.



Fig. 289.
Aus Faurndau.



Fig. 290. Aus dem Kloster St. Gallen.

Die **Gotik** hat alle geometrischen Ornamente und Bandverschlingungen der vorausgegangenen Periode wieder verlassen, aber auch nach und nach die letzten Reste der bis



Fig. 291.
Gotische Ahornranke nach Schnaase.



Fig. 292.
Gotisches Weinblatt nach Schnaase.

zur Unkenntlichkeit entstellten Akanthusornamentik verdrängt. Nur innerhalb ihrer Frühperiode haben sich noch Erinnerungen an dieselbe erhalten. Gegen die Blütezeit tritt dann eine vollständige Umgestaltung der Ornamentik dadurch ein, daß alle Motive derselben nunmehr der einheimisch nordischen Pflanzen-



Fig. 293. Spätgotische Schnitzerei vom Chorgestühl des Münsters zu Ulm.

welt entnommen werden (Fig. 291 u. 292). Die beginnende Spätgotik behält zwar die kräftige Modellierung der Blütezeit noch bei, bildet aber ihre Pflanzenformen knollig und in den Bewegungen übertrieben. Dadurch beginnt der Stil sich von dem Naturalismus der Blütezeit wieder zu entfernen (Fig. 293).

Im weiteren Verlaufe werden dann die Formen des Ornamentes immer dürftiger und ihre Verwandtschaft mit den natürlichen Planzenvorbildern zusehends geringer (Fig. 294). Zuletzt verwandelt es sich noch in ein trockenes, nüchternes



Fig. 294. Spätgotische Schnitzerei aus dem bayerischen Nationalmuseum zu München.



Fig. 295. Spätgotisches Ornament vom Herleins-Altar in Bopfingen (Württemberg).

Bandgeschlinge, in welchem nur mehr die Windungen der astförmigen Ranken ihre Abstammung verraten (Fig. 295).

Das gotische Ornament erscheint entweder im Charakter der Reihung (s. Fig. 18 u. 19) oder als Rankenornament von großer Anmut und Schönheit, wenn es auch die Anforderungen des Reliefstiles wenig beachtet (Fig. 295), oder auch vollständig frei und plastisch gebildet (s. Fig. 117, 118 u. 119).

Erklärung der im Texte vorkommenden Fachausdrücke.

1. *Akanthus:* Eine in Griechenland und Italien wild wachsende Pflanze, deren Blatt das wichtigste Vorbild für die griechisch-römische und Renaissance-Ornamentik war.
2. *Apsis:* Altar- oder Chornische, meist an der Ostseite des Kirchengebäudes.
3. *Attisches Profil:* Form des Säulenfußes, wie er in der griechisch-jonischen Stilperiode in Griechenland ausgebildet wurde. Er zeigt 2 Wulste verschiedener Größe durch eine Hohlkehle getrennt (s. Fig. 195—198).
4. *Birnstab:* Profilform, welche in der reiferen Gotik vielfach an Gewölberippen und Diensten vorkommt (s. Fig. 74—77).
5. *Blätterstab:* Wellenförmiges, mit Blättern besetztes Gesimsglied.
6. *Blendbogen:* Nicht freistehender Bogen. Dient zur Belebung einer Wandfläche, über welche er wenig vortritt (s. Fig. 60).
7. *Bogenfeld:* Raum zwischen der oberen Begrenzungslinie einer Lichtöffnung und eines dieselbe umschließenden Bogens (s. Fig. 168).
8. *Bogengesims,* auch *Archivolte:* Sichtbarer, an der Vorder- oder Stirnseite der Wölbsteine angebrachter Gesimszug.
9. *Dachreiter:* Kleines Türmchen über der Kreuzung des Mittel- und Querschiffes.
10. *Deckplatte*: Einfaches oder mit Profilen versehenes oberstes Krönungsglied des Kapitäles, Postamentes usw.
11. *Diagonalrippen:* Steinbögen, welche in einem quadratischen oder rechteckigen Gewölbefeld in der Richtung der Diagonale errichtet sind.
12. *Dienst:* Schwache, den Pfeiler umgebende Dreiviertelsäulchen, zur Aufnahme der Gewölbegurten und Rippen. Die Gurten ruhen auf stärkeren oder „alten", die Rippen auf schwächeren oder „jungen" Diensten (s. Fig. 220—223).
13. *Doppelchörig:* Kirchliches Bauwerk mit 2, an der Ost- und Westseite angeordneten Altarnischen (s. Fig. 275).
14. *Eierstab:* Viertelkreisförmiges Gesimsglied mit einer in den Grund geschnittenen eierförmigen Verzierung.
15. *Fase:* Abkantung einer rechtwinkligen Ecke (s. Fig. 214).
16. *Fächerbogen:* Bogen, dessen innere Linie in eine Anzahl kleiner Rundbogen geteilt ist (s. Fig. 136 u. 164, 41 u. 59).
17. *Fiale:* Kleines Türmchen zur Bekrönung des Strebepfeilers (s. Fig. 247—254).
18. *Fischblase:* Spätgotische, der Fischblase ähnliche Maßwerksfigur (s. Fig. 157 u. 158).
19. *Fußgesims, Sockelgesims:* Das eine lotrechte Fläche unten abschließende Gesims.
20. *Fußplatte:* Unterste Platte eines Säulenfußes oder Sockelgesimses.
21. *Gekuppelte Fenster*: Aneinandergereihte, durch schwache Stützen getrennte Einzelnfenster (s. Fig. 131—134).
22. *Gewölberippe:* Über die Gewölbefläche vortretender Steinbogen zur Teilung des Gewölbefeldes.
23. *Giebelgesims:* Haupt- oder Krönungsgesims eines Giebels.

24. *Gurtbogen:* Bogen zur Verstärkung eines Gewölbes oder zur Teilung der Schiffsgewölbe in einzelne Gewölbefelder.
25. *Gurtgesims:* Gesims zur Trennung der einzelnen Stockwerke.
26. *Hauptgesims:* Oberer Abschluß oder Bekrönung einer lotrechten Fläche.
27. *Hochfenster:* Die am Lang- und Querhaus und am Chor angebrachten großen Lichtöffnungen.
28. *Hohlkehle, Einziehung:* Nach innen gerundetes Gesimsglied mit seichtem oder tieferem Einschneiden.
29. *Joch:* Einzelnes Gewölbefeld.
30. *Kämpfergesims:* Oberstes Gesims eines Pfeilers, welcher einen Bogen trägt.
31. *Kelchkapitäl:* Kapitälform mit korb- oder kelchförmiger Erweiterung nach oben.
32. *Kielbogen:* Geschweifter spätgotischer Bogen (s. Fig. 142).
33. *Kleeblattbogen:* Dreiteiliger, dem Kleeblatt ähnlicher Bogen mit zwei Nasen (s. Fig. 166).
34. *Konsole, Kragstein:* Mehr oder weniger über die Mauerflucht vorspringender Körper zum Tragen eines Gegenstandes.
35. *Königsgalerie:* Eine mit Figuren ausgestattete Zwergbogengalerie, vorzugsweise in der französischen Gotik.
36. *Korbbogen:* Gedrückter, aus Kreisteilen gebildeter Bogen (s. Fig. 140).
37. *Krabben-, Kanten- oder Kriechblumen:* Größtenteils ornamentale, in Zwischenräumen an den steilen Kanten und Gratlinien der gotischen Bauwerke angebrachte Gebilde (s. Fig. 98 u. a.).
38. *Kreuzblume:* Ein nach vier Seiten sich öffnender Blätterknauf zur Bekrönung der gotischen Turm- und Giebelspitzen.
39. *Kreuzpfeiler:* Romanische Pfeilerform, deren Grundriß kreuzförmig gebildet ist (s. Fig. 217).
40. *Maßwerk:* Ein aus geometrischen Figuren konstruiertes Ornament, welches entweder als Relief, dann „Reliefmaßwerk" (s. Fig. 59) oder in durchbrochener Arbeit hauptsächlich an gotischen Fenstern und Brüstungen vorkommt.
41. *Maßwerkstäbe:* Verspannte Steinstäbe, welche zur Bildung des Maßwerkes dienen.
42. *Nase:* Stelle des Zusammenschneidens kleiner Kreisbögen oder astähnlich herausgebogene Steinstäbe des Maßwerkes.
43. *Netzgewölbe:* Gewölbe mit freier maschenförmiger Anordnung der Rippen ohne Bezug zu einem Mittelpunkte (s. Fig. 278 u. 279).
44. *Paß-Pässe:* Kreisstücke innerhalb eines größeren Kreises oder Viereckes mit Tangieren an diesen Figuren (s. Fig. 151 u. a.).
45. *Perlstab oder Perlschnur:* Eine aus Perlen oder Perlen und Scheiben gebildete fortlaufende Zierform.
46. *Pfosten:* Lotrechte Steinstäbe, welche die Lichtfläche des gotischen Fensters teilen. Die stärkeren Stäbe für die Hauptabteilungen heißen „alte", die schwächeren für die Nebenabteilungen „junge" Pfosten (s. Fig. 125 u. 153—156).
47. *Platte:* Größerer lotrechter Einzelnteil eines Gesimses.
48. *Plättchen:* Kleines lotrechtes Einzelnglied eines Gesimses.
49. *Profilablauf:* Zierform, welche das Bogengesims in den rechteckigen Querschnitt überleitet (s. Fig. 38).

50. *Radfenster:* Mit Speichen radförmig gebildetes Fenster an der Stirnseite des Bauwerkes. Es führt auch den Namen „Glücksrad“ (s. Fig. 162).
51. *Rahmengesims:* Ein die Lichtöffnung umgebender Gesimszug.
52. *Rosenfenster, auch Fensterrose:* Gotisches mit Maßwerk gefülltes Rundfenster (s. Fig. 163).
53. *Rundbogenfries:* Wagrecht fortlaufende Reihe kleiner nebeneinander angeordneter und zu einem fortlaufenden Bande vereinigter Halbkreisbogen.
54. *Rundstab:* Einzelnbestandteil eines Gesimses; entweder nach dem Halbkreis oder etwas mehr oder weniger nach außen gebogen. In gedrückter Form führt der Rundstab den Namen „Wulst“.
55. *Schmiege:* Schiefstehende, d. h. anlaufende oder überhängende Platte.
56. *Schlußstein:* Der im Scheitel des Bogens sitzende, im Mittelalter mit Knaufen und Rosetten geschmückte Wölbstein.
57. *Segmentbogen, auch Stichbogen:* Ein mit einem Kreisteil gebildeter Bogen (s. Fig. 165).
58. *Spitzbogenfries:* Zusammenhängende kleine Bogenreihe aus Spitzbogen gebildet.
59. *Staffelfries:* Eine an Stelle des Rundbogenfrieses öfters vorkommende rechtwinklig auf- und absteigende Schmuckform (s. Fig. 52).
60. *Stern- oder Vorhangbogen:* Spätgotische Lichtlinie (s. Fig. 45 u. 46).
61. *Sterngewölbe:* Gewölbe, deren Rippen im Grundriß eine sternförmige, auf einen Mittelpunkt Bezug nehmende, geometrische Figur bilden.
62. *Strebebogen:* Bogen, welche den Gewölbedruck des Mittelschiffes über die niederen Seitenschiffe hinweg auf die Außenwände des Bauwerkes ableiten.
63. *Strebepfeiler:* Über die Mauerflucht vortretende, kräftige Stützmauer zur Aufnahme des Gewölbeseitendruckes.
64. *Treppengiebel, auch Stufengiebel:* Giebel, dessen Randlinien stufenartig ansteigend gebildet sind (s. Fig. 91 u. 92).
65. *Tudorbogen:* Gedrückter Spitzbogen mit geschweiften Schenkeln (s. Fig. 141).
66. *Viertelstab:* Nach außen gebogenes Gesimsglied mit viertelkreis- oder annähernd viertelkreisförmigem Profil.
67. *Vierungsquadrat:* Quadrat, welches den beiden Kreuzesarmen angehört.
68. *Vierungsturm:* Romanischer Turm über dem Kreuzungsquadrate der beiden Schiffe.
69. *Volutenkonsole:* Konsole, welche an beiden Enden spiralförmige Auf- oder Einrollungen besitzt, die durch eine leicht geschwungene Linie mitsammen verbunden sind.
70. *Wasserschlag* oder *Wasserfall:* Steile oberste Abdeckung der gotischen Gesimse (s. Fig. 10—17).
71. *Wasserspeier:* Geschmückter Traufrinnenausguß zur Ableitung des Regenwassers (s. Fig. 22).
72. *Wimperg:* Ziergiebel über gotischen Fenstern und Portalen (s. Fig. 96—98).

73. *Würfelkapitäl:* Romanische, aus einem Würfel mit lotrechten Seiten bestehende Kapitälform (s. Fig. 174 u. 175).
74. *Zackenbogen:* Siehe Fächerbogen.
75. *Zahnschnitt:* Fortlaufende Reihe kleiner prismatischer Körper mit Zwischenräumen. Stehen dieselben über Eck, so führt dieser Gesimsteil die Bezeichnung „Deutsches Band“ (s. Fig. 43, 45, 48).
76. *Zinnengiebel:* Giebel, dessen Randlinien mit aufsteigenden Zinnen, d. h. Brüstungsmauerstücken in gleichen Abständen, gebildet sind (s. Fig. 93).
77. *Zwergbogengalerie:* Kleine, auf Säulchen ruhende Bogenreihe (s. Fig. 156 u. 157).

Verzeichnis der in Betracht gezogenen Werke.

1. *Adler, F.,* Mittelalterliche Backsteinwerke des preußischen Staates.
2. Bauschatz.
3. *Betzold* und *Riehl,* Die Kunstdenkmale des Königreichs Bayern.
4. *Boisserée, S.,* Denkmale der Baukunst vom 8. bis 13. Jahrhundert am Niederrhein.
5. *Dohme,* Geschichte der deutschen Kunst.
6. *Hartung, H.,* Motive der mittelalterlichen Baukunst in Deutschland.
7. *Hasak, M.,* Die romanische und gotische Baukunst.
8. *Hauser, A.,* Stillehre der architektonischen Formen des Mittelalters.
9. *Heider, Dr.,* und *Eitelberger,* Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreichischen Kaiserstaates.
10. *Helfert,* Atlas kirchlicher Denkmäler im österreichischen Kaiserstaate.
11. *Hittenkofer,* Vergleichende architektonische Formenlehre.
12. *Jakobsthal,* Grammatik der Ornamente.
13. *Jobst* und *Leimer,* Sammlung mittelalterlicher Kunstwerke aus Österreich.
14. Mittelalterliche Baudenkmäler in Niedersachsen.
15. *Moller, G.,* Denkmäler deutscher Baukunst.
16. *Otte, H.,* Geschichte der romanischen Baukunst in Deutschland.
17. *Pannewitz, v. A.,* Formenlehre der romanischen Baukunst.
18. *Paulus, Dr. E.,* Die Kunst- und Altertumsdenkmale im Königreiche Württemberg.
19. *Paukert, F.,* Die Zimmergotik in Deutsch-Tirol.
20. *Popp* und *Bülau,* Denkmäler von Regensburg.
21. *Puttrich, L.,* Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen.
22. *Raquenet,* Matériaux et Documents d'Architecture et de Sculpture.
23. *Redtenbacher, R.,* Leitfaden zum Studium der mittelalterlichen Baukunst.
24. *Redtenbacher, R.,* Beiträge zur Kenntnis der mittelalterlichen Baukunst.
25. *Schnaase,* Geschichte der bildenden Künste.
26. *Seemann, F. A.,* Kunsthistorische Bilderbogen.
27. *Stache,* Bau- und Kunstdenkmale im Königreich Sachsen.
28. *Ungewitter, G.,* Lehrbuch der gotischen Konstruktion.

Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig.



